



Skripts der Vorträge

Sieder

Rotthaus

Bestmann

Friesl

Lauterbach

Reinhard Sieder (Universität Wien)

Familie im Umbruch

Das Patriarchat hat im Westen, so scheint es, vorläufig ausgedient. Seit immer mehr Frauen über Erwerbseinkommen und Vermögen verfügen und damit auch relativ unabhängige Formen des Familienlebens, der Freizeit, des Konsums und der Geselligkeit organisieren können, werden patriarchale Lebensformen unnotwendig, ja hinderlich: Für die heterosexuell orientierte und erwerbstätige Frau, weil sie ihre Autonomie und ihre privaten wie beruflichen Handlungsmöglichkeiten einschränken; für den heterosexuell orientierten Mann, weil sie eine gleichberechtigte Partnerschaft mit der Ehefrau oder Lebenspartnerin wie auch eine aktive Väterlichkeit gegenüber dem Kind nicht zulassen.

Untersuchungen zeigen, dass Trennungen und Scheidungen angestrebt und vollzogen werden, weil u. a. eine faire Teilung der Arbeit im Haushalt und in der Elternschaft nicht gelingt. Immer öfter begehren *Frauen* die Trennung und, sofern sie verheiratet sind, auch die Scheidung. Vieles weist darauf hin, dass sie ein Ehe-, Paar- und Familienleben, das ihren Wünschen nicht mehr entspricht, früher wahrnehmen und sich eher dazu entschließen, diesen Zustand zu ändern.

Männer werden häufiger gegen ihren Willen, aber freilich nicht ohne ihren Anteil am Verfall der Beziehung geschieden und / oder getrennt. Viele fürchten eine Trennung mehr als ihre Frauen, denn sie sind meist schlechter auf ein Leben ohne Lebenspartner vorbereitet. Die Zahl der Alkoholkranken und der Selbstmörder ist unter den geschiedenen Männern deutlich höher als unter geschiedenen Frauen. Frauen profitieren von Trennungen und Scheidungen eher als Männer. Emotional finden sie oft erst nach einer Trennung oder Scheidung zu ihrer Selbstsicherheit und ihrem Selbstwert zurück. Sie müssen sich nicht mehr der körperlichen und / oder psychischen Gewalt eines Mannes in den eigenen vier Wänden aussetzen. Sozioökonomisch unterscheiden sich erwerbstätige und nicht erwerbstätige Frauen nach der Trennung fundamental. Nicht erwerbstätige Frauen geraten durch

Scheidung in hohe ökonomische Abhängigkeit von den Unterhaltsleistungen des Ex-Ehemannes und / oder ihrer Herkunftsfamilie. Beruflich wenig oder nicht mehr aktuell qualifiziert, sehen sich viele gezwungen, schlecht bezahlte Jobs anzunehmen. Zwar verlieren auch erwerbstätige und beruflich qualifizierte Frauen mit Trennung und Scheidung einen Teil des ehemaligen Familieneinkommens, doch gewinnen sie bei vermindertem Budget an Handlungs- und Entscheidungsspielraum. Frauen aus materiell schwachen und meist auch bildungsfernen Milieus tragen ein hohes Risiko der relativen Verarmung nach der Scheidung, das viele durch eine (oft allzu rasche) Wiederheirat oder eine neue Lebenspartnerschaft zu kompensieren versuchen.

Hat das Paar ein Kind oder Kinder, entsteht mit der Trennung zunächst auf der Seite der Frau eine Mutter-Kind/er-Familie und auf der Seite des Vaters eine so genannte Besuchsfamilie. Diese stellt sich – wie der Begriff andeutet – jeweils nur für wenige Tage der Woche und in Urlauben her. Zunehmend öfter entsteht auf der Seite des Vaters allerdings qualitativ mehr als eine Besuchsfamilie. Wenn das Kind auch regelmäßig eine Reihe von Wochentagen im Haushalt des Vaters verbringt, wenn es hier einen Familienalltag und nicht nur das Wochenende erlebt und wenn sich die Verantwortung des Vaters auf alle Interessen, Bedürfnisse und Anliegen des Kindes erstreckt, entsteht eine Vater-Kind/er-Familie, die der Mutter-Kind/er-Familie annähernd gleichwertig ist. Das Kind pendelt dann mehr oder minder regelmäßig (oft wochenweise) zwischen dem Haushalt der Mutter und dem Haushalt des Vaters.

Ob auf der Seite des getrennten Vaters eine Vater-Kind/er-Familie oder nur eine Besuchsfamilie zustande kommt, hängt wesentlich vom Trennungsverlauf, vom Engagement des Mannes als Vater, von den Vereinbarungen der Eltern und also auch von der Mutter ab. Ein Teil der Männer zieht sich vorübergehend oder dauerhaft auch als Väter zurück. Ein anderer Teil hingegen leidet sehr unter dem Verlust des permanenten Zusammenlebens mit dem Kind und bemüht sich daher, auch unter den neuen Umständen eine aktive Vaterschaft zu gestalten. Viele Frauen fühlen sich dadurch entlastet und anerkennen das Recht des Kindes auf beide Eltern wie auch das Recht des Vaters auf sein Kind / seine Kinder. Andere aber glauben sich dazu berechtigt, den Ex-Partner von seinem Kind / seinen

Kindern fernzuhalten. Einen solchen Boykott der Vaterarbeit beobachten wir vor allem dann, wenn Frauen meinen, damit auf ihre eigene Entwertung durch den Ex-Partner im Lauf der Trennung reagieren zu müssen. Sie wissen oder ahnen, dass sie mit der Kontrolle des Zugangs zum Kind über eine Ressource verfügen, die ihnen Macht verschafft und sie in gewisser Weise für ältere Demütigungen entschädigen kann. Oft mischt sich das Motiv der Rache mit dem Glauben, den abgewerteten oder sogar dämonisierten Ex-Mann dem eigenen Kind nicht zumuten zu können.

Die Ausbildung einer Vater-Kind-Familie erfordert die regelmäßige, friedliche, im besten Fall freundschaftliche Kommunikation und eine ökonomische Grundsolidarität der getrennten Eltern. Durch Kommunikation und Ressourcentausch entsteht ein bipolares und bilokales Familiensystem. Die US-amerikanische Familienforschung geht sogar so weit, von einer Familie in zwei Haushalten („two households, one family“¹) zu sprechen. Auch wenn dies in der wörtlichen deutschen Übersetzung etwas überzogen erscheint, könnte man zumindest sagen, dass getrennte Eltern ein Familienleben in zwei Haushalten ausbilden. Das Kind erhält dann zwei Zuhause und stellt durch sein regelmäßiges Pendeln den systemischen Zusammenhang anteilig her. Das entspricht insoweit auch seinen Wünschen, als fast alle Kinder ihren Vater weiterhin zu „ihrer Familie“ zählen und ihre Beziehung zum Vater weiter behalten wollen. Auch wenn viele Kinder anfangs oft nur widerstrebend den Haushalt wechseln, ist doch gewiss, dass der „Zwei-Zuhause-Ansatz“ am ehesten gewährleistet, dass das Kind beide Eltern als gleich berechnigte und verantwortliche Eltern behalten kann. In der Praxis stehen dem freilich immer wieder Hindernisse entgegen, die sich aus den fortgesetzten Konflikten der Eltern, aber auch aus ihrer Arbeitsbelastung oder aus Wohnungsnot, Verkehrsproblemen u. a. ergeben. Dennoch: Mit dem Zwei-Zuhause-Ansatz steht zumindest ein *Modell* zur Verfügung, das alle Betroffenen, die professionellen HelferInnen und auch die damit befassten Behörden orientieren kann, welche Lebensform sie im Interesse der Kinder anstreben und unterstützen sollten, wenn die Trennung der Eltern vollzogen ist.

¹ Ahrons Constance R., The binuclear family. Two households, one family, in: *Alternative Lifestyles* 2 (4) (1979), 499-515.

Wenn ein neuer Partner / eine neue Partnerin in die Familie kommt

In einem Teil der Fälle tritt über kurz oder lang ein neuer Intimpartner in die Mutterfamilie bzw. in die Vaterfamilie oder Besuchsfamilie ein. Herkömmlich wird diese Konstellation eine ‚Stiefvaterfamilie‘ resp. eine ‚Stiefmutterfamilie‘ genannt. Doch ziehen viele Autoren wie auch immer mehr getrennte Eltern und deren Kinder den historisch unbelasteten Begriff „Patchwork-Familie“ vor. In den ersten Monaten und Jahren der Patchwork-Familie muss sich das Kind an den neuen Intimpartner des Elternteils gewöhnen. Umgekehrt müssen aber auch jener Mann oder jene Frau, die in das Familienleben „quer einsteigen“, erst ein angemessenes Verhältnis zu den Kindern finden. Typische Schwierigkeiten bestehen zum einen darin, dass sich der leibliche Elternteil vor sein Kind stellt und meint, es in jedem Konfliktfall gegen den neuen Partner verteidigen und schützen zu müssen. Der neue Intimpartner fühlt sich dann einer übermächtigen Koalition von Mutter und Kind gegenüber. In anderen Fällen entstehen Schwierigkeiten, wenn sich die neuen Intimpartner gegen das Kind (oder eines der Kinder, das sie zum Troublemaker aufbauen) solidarisieren und ihre Identität und Sinnstiftung als Paar maßgeblich daraus gewinnen, dem Kind als ein geschlossenes und unbesiegbares Erzieherteam gegenüberzutreten.

Kommunizieren die Expartner, die ihre („parallele“) Elternschaft organisieren, fair oder sogar freundschaftlich, entsteht aus ihren beiden Folgefamilien ein Familiensystem, in dem die Kinder nach der Bewältigung der Umstellungsschwierigkeiten und trotz des Verlustes, den sie ohne Zweifel durch die Trennung der Eltern erlitten haben, auch gestärkt werden. Dies erfolgt vor allem durch das psycho-soziale Lernen von differenten Beziehungs- und Kommunikationsstilen infolge der höheren *Varianz* der Personen und der von ihnen gestalteten Beziehungen.

Kommunizieren die Expartner aber feindselig, werden die Kinder leicht zum Spielball zerstörerischer Kräfte im sozialen System: Sowohl die Mutter als auch der Vater schicken sie beispielsweise als ‚Spione‘ in die andere Familie. Die andere Familie ist in den Phantasien, durch die Erzählungen des Kindes, häufige Telefonanrufe oder konfliktive Begegnungen häufig präsent, lebt doch dort jener

Partner, mit dem man noch einige Rechnungen offen hat. Kinder werden von beiden Eltern mit unvereinbaren Aufträgen (Delegationen) ausgestattet oder damit überfordert, Komplize eines Elternteils im fortgesetzten Konflikt zu sein. Manches Kind gilt einem Elternteil als Verkörperung des anderen Elternteils und zieht Aggressionen, die dem abgewerteten Expartner gelten, auf sich. Schwierigkeiten der Kinder bis hin zu vorübergehenden Blockaden ihrer psychodynamischen Entwicklung können die Folge sein. Die neuen Lebenspartner der Eltern beteiligen sich an diesem Geschehen oft in nachteiliger Weise.

Unsere jüngsten Forschungen² haben gezeigt, dass es nur bei Babys und Kleinkindern und bei völliger Abwesenheit eines leiblichen Elternteils (durch Tod, Desertion oder nach gerichtlichem Urteil) günstig sein kann, wenn der neue Lebenspartner gegenüber dem Kind, das nicht sein eigenes ist, in die Rolle eines „besseren“ oder „rettenden Vaters“ bzw. einer „besseren“ oder „rettenden Mutter“ eintritt. Geschieht dies aber, obwohl der leibliche Elternteil präsent und bereit ist, seine Elternrolle weiterhin aktiv zu gestalten, führt es unweigerlich zu Konflikten. Resistenz oder Widerstand des Kindes gegen den in seinen Augen illegitimen dritten ‚Elternteil‘ und oft auch gegen das neu gebildete Paar sind dann vorprogrammiert. Ihre Formen sind vielfältig und altersabhängig und können bis zur Zerstörung der neuen Familie reichen. Es ist deshalb jedem getrennten Elternteil und jedem neuen Partner eines getrennten Elternteils ausdrücklich zu empfehlen, die aktive Elternschaft des Expartners nicht nur nicht zu konkurrenzieren, sondern sie durch das entsprechende Arrangement des Wohnens (s. o. zwei Zuhause), des Kindertransports, der Familienfeste usw. unter ihren schwierigen Bedingungen tatkräftig und überzeugt zu unterstützen.

Welche Rolle und Funktion bleibt dann aber dem neuen Intimpartner, der in die Mutter-Kind/er-Familie oder in die Vater-Kind/er-Familie quer eingestiegen ist? Für ihn eröffnet sich die Möglichkeit, behutsam eine spezifische und oft lebenslange *Freundschaft* mit dem Kind / mit den Kindern aufzubauen. Eine Freundschaft, die zwar in manchem einer elterlichen Beziehung ähneln mag, aber nicht mit deren spezifischer Verantwortung und Sanktionsgewalt ausgestattet ist und deshalb auch weniger ambivalent erlebt wird. Inwieweit dem elterlichen Freund / der elterlichen

² Sieder Reinhard, Das Familienleben getrennter Paare und ihrer Kinder, Stuttgart 2008 (Klett-Cotta) im Druck.

Freundin des Kindes im Zuge einer künftigen Rechtsreform explizit elterliche Rechte einzuräumen wären, ist sorgfältig zu überlegen. Das Elternrecht des verantwortlich sorgenden, getrennt lebenden Elternteils sollte jedenfalls dadurch in keiner Weise praktisch beschnitten oder in seiner symbolischen Bedeutung gemindert werden.

Dem Modell der Zwei Zuhause entspricht im Grunde das in Österreich erst 2001 eingeführte Prinzip der „gemeinsamen Obsorge“ der getrennten Eltern. Hingegen ist nicht einzusehen, warum sich die Eltern darauf einigen sollen, vor Gericht einen der beiden Wohnsitze als den Hauptwohnsitz des Kindes anzugeben. Wenn das irgendeine Logik hat, ist es eine bürokratische Logik. Sollen Kinder ihre beiden Eltern in zwei Zuhause behalten, wird das besser gelingen, wenn die zwei Zuhause auch öffentlich anerkannt und respektiert werden. (Dass zwei Zuhause u. a. auch bei den Schülerfreifahrten anzuerkennen wären, müsste in einer reichen Gesellschaft möglich sein.)

Der Trennungs-Diskurs und die Verantwortung der Eltern

Der Trennungs-Diskurs stellt die Anforderung an den Einzelnen, eine Intimbeziehung zu beenden, wenn sie bestimmte Qualitätsansprüche nicht mehr erfüllt. Daher wird es weit wichtiger als es jemals war, wie Frau und Mann die Qualität ihrer Intimbeziehung einschätzen und beurteilen. Damit verbindet sich einerseits das Erlebnis, das eigene Leben „in die Hand zu nehmen“ / „selbst verantwortlich dafür zu sein“, wie man in einer Beziehung und in einer Familie lebt; auch das subjektive Erleben, sich von quälenden, lähmenden, Kräfte verschleißenden und ausweglos scheinenden Konflikten befreien zu können. Dieser emanzipatorische Aspekt der erhöhten Möglichkeit von Trennung und Scheidung ist nicht zu unterschätzen. Er wird auch durch die legitimen Interessen des Kindes auf beide Eltern nicht illegitim. Andererseits entsteht mehr Unsicherheit darüber, nach welchen Kriterien die Qualität der Intim-Beziehung und des Familienlebens zu beurteilen ist. Muss die Intimbeziehung auch nach einigen Jahren noch „sexuell aufregend“ sein? Oder genügt es, wenn sie psychisch beruhigend, sozial stabil und sexuell befriedigend ist? Genügt es, wenn sie den Lernenden und den Arbeitenden genügend Erholung ermöglicht und Kraft gibt für

die Anforderungen des Schul- und Berufslebens? Genügt es, wenn sie eine funktionierende Elternschaft ermöglicht und den Kindern ein sicheres Zuhause gewährt? Wäre das nicht schon außerordentlich viel?

Unsicherheit entsteht auch darüber, wie Mann und Frau mit ihren Sex- und Liebesabenteuern umgehen sollen: Kann und soll die Aufgeregtheit einer kurzen Affäre eine Dauerbeziehung in Frage stellen? Soll die kurze Affäre vielleicht sogar geschehen, um die Dauerbeziehung zu stabilisieren und sie von überhöhten und unrealistischen Erwartungen im Hinblick auf Sexualität und Erotik zu *entlasten*? Oder soll man Affären besser meiden, weil sie innere Loyalitäten zerstören und den Partner kränken, gesetzt er erfährt es? Darf ein liebender Partner aber erwarten, ein sexuelles Monopol auf seinen Partner zu haben? Zerstört eine neue Liebe zwangsläufig eine alte Liebe? Kann man mehr als einen Menschen zur selben Zeit lieben? – Über all das ist zwar durchaus auch öffentlich zu diskutieren. Aber eine allgemein gültige und wissenschaftliche Antwort wird sich auf solche Fragen nicht finden lassen, denn es sind überwiegend moralisch-ethische Fragen. Nun sind aber immer weniger Menschen bereit, sich in moralisch-ethischen Fragen großen Institutionen wie den christlichen Kirchen zu unterwerfen. Sie versuchen in Auseinandersetzung mit den öffentlichen Diskursen ihre eigene Position zu gewinnen, und zwar meistens erst dann, wenn solche Fragen praktisch für sie anstehen. Viele glauben nicht mehr, dass eine Norm für alle Lebenslagen und Lebensabschnitte gelten könnte. So entstand in den letzten Jahren eine Konsens- oder Verhandlungsmoral, für die niemand anderer die Verantwortung trägt als der einzelne Mensch selbst, auch wenn keiner daran vorbeikommt, sich gegenüber den etablierten moralisch-ethischen Normen zu positionieren.

In einem Teil der Fälle entscheidet sich ein Elternteil, eine neue Intimbeziehung mit einem *gleichgeschlechtlichen* Partner einzugehen. Sofern er dies vor seinem Kind nicht verheimlicht und das Kind einbezieht, und der neue Partner in das Zusammenleben mit dem Kind / den Kindern einbezogen wird, entsteht ein Familientypus, den wir „Regenbogenfamilie“ nennen. Bisherige Untersuchungen zeigen, dass die Besorgnis, diese Familien könnten an einem Mangel an Vater- oder Mutter-Modellen leiden und ungewöhnlich häufig homosexuelle Kinder hervorbringen, unbegründet sind. Ihre Sozialisationsleistung scheint im Hinblick auf soziale Kompetenzen sehr gut und in vielen Fällen höher als in Familien

heterosexueller Paare. Man führt dies u. a. darauf zurück, dass Menschen, die zunächst heterosexuell gelebt haben und Eltern geworden sind, und sich irgendwann sexuell neu und anders orientieren, häufig besondere kommunikative Kompetenzen in Beziehungen erworben haben.

Was hält Familien zusammen und was trennt sie?

Lange Zeit herrschte in der Familienforschung die Meinung vor, ein Familienleben funktioniere, solange die Beteiligten keine Schuld auf sich laden, indem sie einander zu sehr frustrieren, kränken oder verletzen. Dahinter stand die kaum reflektierte Annahme, dass die erste Familie ein natürlicher Zustand sei, ein von Natur aus zufriedenstellender Zustand, der nur durch ein besonderes Ereignis oder eine besondere (böse) Tat gestört und gar zerstört werden könne. Dieses Ereignis werde meistens von einem oder – selten – von beiden Partnern erzeugt, wie der „Seitensprung“ oder wiederholte Untreue, der fortgesetzte Missbrauch von Alkohol und anderen Drogen oder Gewalttätigkeit.

In den letzten Jahren hat sich dieses Modell als unzulänglich erwiesen. Es kann nicht erklären, warum sexuelle Untreue, Missbrauch oder Gewalt so häufig entstehen und so viele Ehen und Lebenspartnerschaften getrennt und geschieden werden. Dass eine Beziehung, die oft im Namen von Liebe oder zumindest von wechselseitiger Fürsorglichkeit geschlossen wurde, an zu hoher Gewalt oder an Lieblosigkeit scheitert, ist eine tautologische Erklärung. Die Grundannahme eines ‚unschuldig‘ glücklichen Urzustands der jungen Familie ist idealistisch. Die Annahme, dass dieser paradiesische Zustand durch die Taten eines der beiden Akteure zerstört wird, ist monokausal und linear. Es gibt viele Fälle, wo Streit und Konflikt, sogar Gewalt gerade *nicht* zum Ende der Beziehung, sondern zur weiteren Verstrickung der Partner führen. Stattdessen ist besser zu fragen, wie die in einer Beziehung resp. in einer Familie lebenden Männer, Frauen und Kinder – jedes für sich und in Bezug auf einander – sich verändern und kompetenter werden müssen, um weiterhin zusammenleben zu können. Diese Sichtweise geht davon aus, dass alle Beteiligten, Männer und Frauen, Kinder und Jugendliche, in ihrem Zusammenleben fortgesetzt

dazulernen müssen, weil sie einige der dazu erforderlichen Fähigkeiten zuvor nicht erlernt haben. Für die Erwachsenen kann man sagen, dass bereits verfestigte Haltungen (Handlungsmuster) und Stereotypen, die in früheren Epochen des Familienlebens, oder in einer vorherigen Familie, oft auch schon in der Herkunftsfamilie erworben wurden, wieder *verlernt* werden müssen. Das ist ziemlich mühsam und gelingt nur zum Teil. Kinder, die beispielsweise nach der Trennung der Eltern in einer zweiten oder dritten Familie müssen lernen, dass einige der von ihnen in der Erstfamilie erlernten Handlungsmuster in der neuen Familie nicht mehr praktikabel sind. Das Lernmodell ist gewissermaßen eine Umkehrung des alten Katastrophen- und Schuld-Modells. Es erlaubt nicht nur die Schwierigkeiten zu sehen, die mit den diversen Familienformen und mit deren Um- und Neubau verbunden sind. Es ist eher im Stande als das alte Katastrophenmodell, auch die psychodynamischen und sozial-kulturellen Möglichkeiten und Chancen zu sehen, die sich für Kinder und Erwachsene aus der Trennung eines unglücklichen Paares eröffnen können. In der Perspektive dieses Modells leben niemals fertige Individuen zusammen, die in der älteren Familiensoziologie und Familienpsychologie zu Typen erstarrt sind, sondern Sinnsucher, Wertsucher und Selbsterzieher, die auf dem Weg sind. Lernende und Suchende eben. Wird ihre Bereitschaft, in ihrem Zusammenleben dazuzulernen, schwächer oder wird sie eines Tages ganz aufgegeben, zeichnet sich auch das Ende der Beziehungen ab: im physischen Tod des Menschen oder im sozialen Tod des Paares und der Familie. Psychotherapeuten haben daher ein Repertoire an Anleitungen ausgearbeitet. Man kann sie in wenigen Punkten zusammenfassen:

Für den Einzelnen gehe es darum, Individualität zu entwickeln. Dies aber sei nur in Bezogenheit auf nahe Andere möglich („bezogene Individuation“³). Für das Paar gehe es darum, die gleichermaßen kindliche wie romantische Hoffnung auf eine Auflösung des einsamen Ich in der Dyade aufzugeben und, ganz im Gegenteil, in der Beziehung ein klar vom

³ Stierlin Helm, Eltern und Kinder. Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter, Frankfurt am Main 1977 (Suhrkamp); ders., Delegation und Familie, Frankfurt am Main 1978 (Suhrkamp).

Anderen abgegrenztes Selbst zu entwickeln. Auch die Hoffnung, dass einem der Partner die eigenen Schmerzen nehmen könnte, welche mit dem Verlust von Illusionen zwangsläufig verbunden sind, sei aufzugeben („Differenzierungs-Konzept“⁴). Es gehe schließlich auch darum, sich von der Illusion zu verabschieden, die eigenen Kinder könnten unser Leben retten, indem sie ihm Sinn und Richtung geben. Die eigenen Kinder auch noch so liebevoll in das Familiennest einzusperren, weil man sich als Elternteil eigenes Glück davon erwartet, verschafft dem Kind einen schlechten Start auf seinem Weg zu einer autonomen Persönlichkeit (s. o.).

Das alles zusammengenommen bedeutet, dass wir uns von der Hoffnung auf ein natürliches, einfaches und klares Konzept von Familie lösen müssen. Der christlich-romantische Familienmythos verspricht das dauernde Glück und die vollständige Geborgenheit bloß aus der engen und vermeintlich natürlichen Triade von Vater, Mutter und Kind. Das zieht einen zunehmend verhängnisvollen Irrtum nach sich: Was als natürlich und deshalb ganz einfach erscheint, muss nicht mehr gestaltet, ausgehandelt und verändert werden.

Stecken im Scheitern auch Chancen?

Angesichts dessen, dass heute in Euroamerika annähernd jede zweite Ehe geschieden wird, von den Trennungen nicht verheirateter Paare gar nicht zu reden, möchte ich zuletzt die Frage stellen: Woran scheitern die Beziehungen? Und ist es in jedem Fall ein Scheitern, oder eröffnet es nicht auch neue Möglichkeiten, für die Erwachsenen wie für die Kinder? – Es ist selten ein konkreter und isolierbarer Konflikt, an dem eine auf Dauer entworfene Beziehung zerbricht. Nicht einmal eine schwere Verletzung des einen durch den anderen Partner oder das sich wechselseitig Verletzen führen notwendig zu Trennung und Scheidung. Auch nicht der sexuelle Betrug. Eine gute Beziehung wird an einer sexuellen Affäre nicht scheitern. Eher trifft zu, dass es eine Serie von ‚Unstimmigkeiten‘ ist, die bei den Partnern den Eindruck erzeugen, der Verlust an Übereinstimmung (der „Verfall“ der intimen Beziehung, allerdings häufig an der falschen Utopie

⁴ Clement Ulrich, Systemische Sexualtherapie. Stuttgart 2004 (Klett-Cotta), 78 ff.

einer zu weit reichenden Gemeinsamkeit gemessen, s.o.) beschleunige sich und sei nicht mehr aufzuhalten und umzukehren. Deshalb wird von einem oder von beiden Partnern die Anstrengung aufgegeben, miteinander leben zu lernen. Und dies, obgleich von außen besehen weder die beklagten Eigenschaften des Partners, noch die eigene Unfähigkeit, damit zu Rande zu kommen, derart unveränderlich sind, wie es den Partnern erscheint. Doch deren wechselseitige Zuschreibungen verfestigen sich und dies lähmt ihre Bereitschaft, sich um Veränderung zu bemühen.

Eine Bindung aufzugeben bedeutet immer auch, einen neuen Anfang möglich zu machen. Im Beziehungs- und Familienleben, aber auch im Berufsleben verbindet sich damit die Illusion von der Möglichkeit des radikal neuen Anfangs. Mir scheint, dass diese Illusion bei vielen an die Stelle der älteren religiösen Hoffnung auf ein ewiges Leben getreten ist. Der radikale Neuanfang ist eine der Illusionen der rezenten Konsumgesellschaft, die noch leistungs- und konsumbereiter macht, denn auf viele Trennungen folgen neue Bindungen und neue Lebensprojekte, die auf der Seite des Konsums (und damit des Bruttoinlandsprodukts) zu Buche schlagen. Zugleich aber bedeutet eine erneute Integration des Subjekts in Intimbeziehungen und Folgefamilien auch neue Verantwortungen und neue Pflichten.

Die von der Konsumgesellschaft sehr gezielt genährte Illusion von ewiger Jugend und ungebrochener Kraft führt im Beziehungsleben dazu, dass viele Männer und Frauen immer wieder eine neue romantische Verliebung anstreben, weil sie die Idealisierung durch den verliebten Anderen benötigen. Der Andere soll ihnen bestätigen, dass sie noch leistungsstark, konsumfähig und attraktiv sind und noch nicht „zum alten Eisen“ gehören. Doch dieser Glaube ist skeptisch geworden: ein Widerspruch in sich. Der zunehmend *skeptische Glaube an die Liebe* reflektiert die Widersprüche, in die sich Männer und Frauen auf ihren Lebenswegen verstricken. Sie wissen natürlich schon im Augenblick einer neuen Bindung um die mögliche Trennung. Und insgeheim richten sie sich innerlich, oft ohne dass sie es selber merken, doch manchmal auch praktisch darauf ein (etwa indem sie

ihre eigene Wohnung behalten). Sie glauben zwar weiterhin an die romantische Liebe, aber doch in einer anderen Weise als frühere Generationen. Sie gehen mit der mentalen Reservation in die Beziehung, dass sie nur so lange bleiben werden, als es ihnen in der Beziehung gut geht. Sie suchen das Gefühl der Verliebtheit, so wie sie auch das Gefühl mögen, beruflich erfolgreich zu sein. Es schmeichelt dem gestressten und vom Scheitern bedrohten Narziss. Haben sie im Lauf ihres Lebens nicht gelernt, eine Verliebtheit von einer liebevollen Bezogenheit zu unterscheiden, glauben sie, die „alte“ Beziehung im Namen der neuen Verliebtheit aufgeben zu müssen. Aber auch wenn sie skeptischer und ironischer geworden sind, verführt eine neue Verliebtheit doch zur Abwertung der alten Beziehung. Diese gibt zwar Stabilität und sichert das Erworbene, auch die Nähe zu den eigenen Kindern. Doch nur das Neue erregt. So werden, um Karl Marx sinngemäß zu zitieren, auch die intimen Beziehungen verstärkt der Logik des Warenkapitalismus unterworfen.

Erziehung gestern, Erziehung heute – Erziehung von gestern für heute?
Fachtagung am 14. und 15.06.07 in St. Pölten

Wilhelm Rotthaus

Warum sind viele Eltern heute in ihrer Erziehung so hochgradig verunsichert, erziehen aus den besten Absichten nicht oder kaum? Warum wollen sie der beste Freund oder die beste Freundin ihres Sohnes sein? Und warum haben so viele resigniert und erziehen gar nicht mehr, weil ihr Kind ja doch nicht tut, was sie sagen? Warum kann Jirina Prekop (1988) zu Recht davon sprechen, dass nicht wenige Kinder eine Herrschsucht entwickeln, die dadurch entsteht, „dass das Kleinkind wegen des geringen Widerstandes von Seiten der Eltern eine Überlegenheit empfinden konnte“? Und warum hat die Zahl der ADHS-diagnostizierten Kinder so außerordentlich zugenommen, dass Amphetamine in Deutschland ca. 1700fach häufiger verschrieben werden als vor 20 Jahren?

Meiner Überzeugung nach hat das entscheidend damit zu tun, dass der traditionellen Erziehung, die auf einer Differenz zwischen Kind und Erwachsenem gründete, aufgrund der Änderung der gesellschaftlichen Bedingungen die Grundlage, sozusagen der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Diese Grundlage war die früher so selbstverständliche Differenz zwischen Erwachsenen und Kindern, die heute weitgehend verloren gegangen ist. Denn Kinder sind erwachsener geworden und Erwachsene kindlicher.

Dies lässt sich an vielen Faktoren aufzeigen, von denen ich hier nur einige wenige nennen kann. Das Aufziehen von Kindern in einem Schonraum und die kluge Dosierung der Informationen durch die Erwachsenen in dem Maße, dass die Kinder alles unbeschadet verarbeiten können, ist heute nicht mehr möglich. Während meine Generation noch Lesen lernen musste, um eigenständig Zugang zu Informationen zu bekommen, brauchen sich Kinder heute nur der Video-Medien zu bedienen, um beispielsweise auch über den traditionellen Geheimnisbereich der Erwachsenen per se, die Sexualität, alles zu erfahren, was sie denn interessiert. Die traditionellen kindlichen Spiele sind verloren gegangen ebenso wie die traditionelle Kinderkleidung.

Heute kann der kleingewachsene Erwachsene in die Kinderabteilung gehen und sich neue Sachen kaufen, ohne Gefahr zu laufen, anschließend ausgelacht zu werden, weil er Kinderkleidung trage. Die Interessen und Vorlieben von Kindern werden – ganz ähnlich wie die der Erwachsenen – von der Werbung bestimmt.

Postman (1987) spricht denn auch von einem Verschwinden der Kindheit, Suranski (1982) von Kindheit als Fiktion. Giesecke gab schon 1985 seinem Buch den Titel „Das Ende der Erziehung“ und verwies genau auf den zentralen Punkt: auf das Schwinden der Differenz zwischen Kindern und Erwachsenen und damit der Grundlage von traditioneller Erziehung und forderte, die Kinder wieder wie im Mittelalter in einem natürlichen Lehrlingsverhältnis als kleine Erwachsene gemeinsam mit den Erwachsenen aufwachsen zu lassen.

Treml dagegen regte auf den „8. Viersener Therapietagen“ 1996 dazu an, die Situation doch mehr aus Sicht der Erwachsenen zu beschreiben: Er verwies darauf, dass die Definition eines Erwachsenen als eines Menschen, der ausgelernt habe, heute bereits richtig komisch sei, dass Manager sich genau wie Kinder heutzutage auf die Schulbank setzen würden und dass Erwachsene, die auf ihr Erwachsen-Sein pochen, eher die Ausnahme geworden seien. Er sprach dann von einem Verschwinden der Erwachsenenheit, drückte das aber etwas unfreundlicher aus, indem er von der Infantilisierung der Erwachsenen redete.

Ich denke, die Situationsbeschreibung ist zwingend, die daraus abzuleitenden Konsequenzen allerdings sind nicht ebenso offensichtlich: Die Lösung von Giesecke, Kinder wieder in einem natürlichen Lehrlingsverhältnis gemeinsam mit den Erwachsenen aufwachsen zu lassen, ist meines Erachtens ebenso unmöglich, wie die von Postman, der in seinem zweiten Buch (1995), dem er ebenfalls den Untertitel „Das Ende der Erziehung“ gab, die Restaurierung der guten alten Erziehung, eben der Erziehung von gestern, fordert. Ich glaube, dass beide Lösungen Sackgassen sind, dass wir vielmehr heute eine Erziehung brauchen, die auf einer neuen, gleichwürdigen Beziehung zwischen Kind und Erwachsenen fußt. Damit aber ist Erziehung schwieriger geworden, ob uns das gefällt oder nicht. Sie bewegt sich auf einem schmalen Grad, von dem man abzustürzen kann in eine unkritische Verschwisterung mit seinen Kindern - womit ihnen die Eltern genommen werden - auf der einen Seite

oder einen Rückfall in autoritäres Gebaren alter Zeiten auf der anderen Seite. Und so ist es nicht verwunderlich, dass wir zunehmend Eltern begegnen, die das Beste wollen, aus Überforderung oder aber aus Ratlosigkeit kaum noch oder gar nicht mehr erziehen.

Um hier gegenzusteuern, brauchen wir einen gesellschaftlichen Diskurs über ein neues Erwachsenenbild, ein Eltern-, Erzieherinnen- Lehrerinnenbild. Auch so etwas geschieht natürlich bereits vielerorts, beispielsweise implizit in einer Elternschulung wie „Starke Eltern – starke Kinder“ (meines Erachtens im Gegensatz zu Triple P, das eher traditionellen Erziehungskonzepten folgt). Dieses Erwachsenenbild ist aus meiner Sicht zu kennzeichnen durch den Verzicht auf den Anspruch, etwas Besseres, Vollkommeneres, Würdigeres zu sein als das Kind. Vielmehr geht es davon aus, dass Kinder und Erwachsene auf einer Ebene stehen im Hinblick auf Respekt vor dem anderen, Achtung vor dem anderen, ernst nehmen des anderen und der Würdigung seiner Wahrnehmungs- und Denkstile. Der Erwachsene hat – ebenso wie das Kind dies in je altersgemäßer Form zu tun hat – Aufgaben für das Wohlergehen der häuslichen, familiären und gesellschaftlichen Gemeinschaft zu übernehmen. Regeln gelten prinzipiell (in Abkehr von der Idee des ‚Quod licet Jovi, non licet bovi‘ – "Was Jupiter erlaubt ist, ist dem Ochsen noch lange nicht gestattet") für alle gleichermaßen. Sie sind also grundsätzlich reziprok, wenn auch im Detail in Abhängigkeit vom Alter unterschiedliche Ausformungen gelten müssen.

Der Erwachsene ist aber derjenige, der unsere Welt kennt und der mit den Perspektiven und Sichtweisen vertraut ist, auf die wir uns geeinigt haben. Er weiß beispielsweise um die Notwendigkeit von Regeln für das Zusammenleben und kennt die wichtigen ethischen Prinzipien. Aufgrund seiner Lebenserfahrung verfügt er über ein Überschauvermögen, so dass es ihm möglich ist, über die aktuellen Situationsfaktoren hinaus die wahrscheinlichen Konsequenzen bestimmter Entscheidungen und Handlungen vorauszusehen. Er hat die Verantwortung dafür, Kinder mit dieser Welt so vertraut zu machen, dass sie mit wachsendem Alter immer mehr Selbstverantwortung übernehmen können. Er sucht das Kind im Sinne seiner Überzeugungen zu beeinflussen. Dabei orientiert er sein Erziehverhalten am Alter des Kindes, wobei er – und das ist wichtig - alle Handlungen und Entscheidungen des Kindes in seiner jeweiligen Subjektbestimmtheit würdigt, auch wenn er sie nicht billigt.

Als weitere Erschwernis für die Erziehung unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen tritt hinzu, dass Kindheit sich verkürzt hat und etwa mit Ende der Grundschulzeit endet. Auch dafür gibt es unendlich viele Hinweise, wie man das vor allem bei Hurrelmann vielfach nachlesen kann (u. a. Hurrelmann, Uhlig 1991). Er verweist besonders auf die nochmals eingetretene körperliche Akzeleration mit der Folge, dass die Menarche im Durchschnitt mit 11 ½, die Ejakulararche im Durchschnitt mit 12 ½ Jahren erfolgen, wofür es keinerlei wissenschaftliche Erklärung gebe. (Meines Erachtens dürften die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die dadurch herausgeforderte Reifeakzeleration der Grund für dieses körperliche Phänomen sind.) Das bedeutet aber: Die Lernleistungen der Kindheit müssen in sehr viel kürzerer Zeit erfolgen. Wir können es uns heute nicht mehr leisten, Kinder künstlich kindlich zu halten, sondern müssen sie in kürzerer Zeit zu Menschen heranziehen, die zumindest für die Ereignisse ihres Nahraumes selbst Verantwortung übernehmen. Der gesellschaftliche Trend läuft aber vielfach gegenläufig: Eltern verstehen sich gerade im ersten Lebensjahrzehnt des Kindes allzu oft als Entertainer und Diener ihrer Kinder, setzen zu selten Grenzen und fordern zuwenig soziale Verantwortlichkeiten ein. Dann aber, wenn die lieben Kleinen größer werden und damit auch die Erziehungsprobleme wachsen, dann kommt der Schwenk hin zu einer traditionellen Erziehung, die die nun Jugendlichen nicht mehr oder nur sehr bedingt noch akzeptieren und so entstehen die in dieser Phase so häufigen eskalierenden Auseinandersetzungen. Insofern kann man den berühmten Spruch von Gorbatschow abwandeln: Wer mit der Erziehung seines Kindes zu spät kommt, den bestraft – das Kind. Und das meine ich wörtlich: Es ist ganz sicher kein Zufall, dass es heute so viele battered parents, von ihren Kindern geschlagene Eltern gibt. Zwar ist dies eines unserer letzten Tabus, so dass kaum darüber gesprochen und schon gar nicht geforscht wird. Aber die Gewalt, die in der Familie von Kindern und Jugendlichen ausgeht und gegen die Eltern gerichtet ist, dürfte heute – das zeichnet sich in der Literatur ab – die häufigste Form familiärer Gewalt sein (Rotthaus 2006b).

Wir müssen aber nicht nur eine dem Heute angemessene Erziehung und ein entsprechendes Erwachsenen- und Erzieherinnenbild entwickeln, sondern auch darüber nachzudenken, wozu wir Kinder und Jugendliche heute erziehen wollen, das heißt, was die Menschen in Zukunft vor allem brauchen, um in der unausweichlich

globalen Welt einigermaßen in Frieden leben zu können. Dies möchte ich nun versuchen, in vier Punkten darzustellen.

1. Mit dem Beginn des Jugendalters setzen die Suchprozesse der Jugendlichen ein, um eigenständige Positionen, Regeln und Werte zu finden. Was sie dafür brauchen, sind Erwachsene, die selbst eigene Positionen und Überzeugungen haben, – nicht damit die Jugendlichen diese übernehmen, sondern damit sie sich an ihnen auseinandersetzen können. Jugendliche wollen ihre Eltern als Persönlichkeiten wahrnehmen, denen sie zustimmen, gegen die sie sich auflehnen und von denen sie sich abgrenzen können. Auch wenn Jugendliche die Regeln und Werte ihrer Eltern nicht akzeptieren können oder wollen – sie müssen diese überhaupt erst einmal kennen lernen, um sich selbst positionieren zu können. Natürlich spielt für Jugendliche dabei die peer group eine große Rolle, an der sie sich in aktuellen Fragen vornehmlich orientieren und wo sie oft eine Gegenwelt zu etablieren versuchen. In Zukunftsfragen jedoch orientieren sie sich zumeist am Elternhaus.

Wenn wir über diese typische und vielleicht wichtigste Entwicklungsaufgabe des Jugendalters sprechen, nämlich eine eigene Wertewelt aufzubauen, kommen wir heute nicht mehr umhin, die Forschungsergebnisse der Neurobiologie zur Kenntnis zu nehmen. Die im vorliegenden Zusammenhang wichtige Region ist das Frontalhirn, in dem die Repräsentationen von hochstufigen Regeln und komplexen Zusammenhängen gespeichert werden. Funktionelle Bildgebungsstudien beim Menschen konnten die Beteiligung des orbitofrontalen Kortex bei Bewertungsaufgaben ebenso wie beim Nachdenken über Wertekonflikte im moralischen Bereich nachweisen. Hier sind offensichtlich nicht Fakten, sondern allgemeine Regeln, die auf die verschiedensten Probleme in unterschiedlichen Kontexten angewandt werden können, gespeichert. Im Frontallappen finden die Funktionen wie Erwägung, Planung und Entscheidung statt. Er ist für die Zügelung von Impulsen zuständig und sorgt dafür, dass wir nicht unser spontanes Bedürfnis befriedigen, sondern nach übergeordneten Gesichtspunkten abwägen, ob diese Handlung passend zu unseren Zielen ist. Schlicht gesagt: Der Frontallappen ist für unsere Werteorientierung zuständig. Und die Neurobiologie weist uns darauf, dass gerade dieser Gehirnbereich erst während der Pubertät (und teils noch danach) seine vorläufige Ausreifung, konkret die Myelinisierung seiner Verbindungsfasern, erfährt. Hier scheint es also eine große Entsprechung zwischen

den Ergebnissen der Entwicklungspsychologie und der dort erfolgten Formulierung von Entwicklungsaufgaben des Jugendalters und den Beobachtungen der Neurobiologie zu geben. Und vielleicht liegt hier auch eine Erklärung für die in diesem Alter häufig noch rasant wechselnden Wertorientierungen, die Radikalität, mit der über mehr oder weniger kurze Zeiträume Ideen und Ideale verfolgt werden, und zuweilen eben die – manchmal nicht ganz unproblematische – Fähigkeit, Augenblicksimpulsen zu folgen.

Was aber sagt die Neurobiologie darüber, wie man Werte erlernt? Manfred Spitzer antwortet: durch die Fülle gemachter Erfahrungen, die uns vor Einseitigkeit bewahre. Und er schreibt (2002: 355/356): „Je mehr Austausch während der Schulzeit erfolgt, je besser und je mehr einer gesehen hat, desto toleranter wird er später sein. Durch viele unterschiedliche Erfahrungen, durch unser Reiben an den Vorstellungen anderer und durch unser damit verbundenes dauerndes Bewerten werden Räume für Repräsentationen eröffnet, oder besser: aufgespannt. Je differenzierter diese Räume angelegt werden (und dies geschieht noch bis nach der Pubertät), desto eher ist der Erwachsene später zu Bewertungen komplexer Sachverhalte in der Lage.“ Und er fährt fort: „Es ist die Monotonie der in der Jugend erfahrenen Inhalte (und seien sie noch so gut!), die später differenziertes Handeln verhindert und einseitige Bewertungen, um nicht zu sagen: Fanatismus, hervorbringt. Oder kurz, in Anlehnung an eine Volksweisheit zur Bedeutung kritischer Perioden beim Kompetenzerwerb: Für's Händchen die Varianz bringt Toleranz bei Hans.“

Aus dem Gesagten folgt, dass es eine eigene Werteerziehung - wie sie immer gefordert wird - ebenso wenig geben kann, wie es eine eigene Esserziehung, eine Lauferziehung oder eine Sprecherziehung gibt. Wir lernen dadurch, dass wir es tun, immer wieder, in den unterschiedlichsten Kontexten und mit den verschiedensten Menschen. Wenn das stimmt, tun Jugendliche zu genau der richtigen Zeit das Richtige.

2. Wie aber vermitteln wir Kindern und Jugendlichen genügend differenzierte moralisch-ethische Erfahrungen und wie vermeiden wir die Monotonie, von der Manfred Spitzer meint, dass sie zum Fanatismus führen könne? Wenn Spitzer Recht hat, muss man sagen: Sicherlich nicht durch den Versuch, unseren Kindern beizubringen, was „gut“ oder „böse“ und was „richtig“ oder „falsch“ ist. Solche Orientierungen sind

in einer moralisch-ethischen Erziehung genauso wenig hilfreich wie das Falsch und Richtig in der Schule, mit dem wir die erstaunliche Leistung vollbringen, unseren Kindern innerhalb kurzer Zeit ihre natürliche Neugierde und ihren ursprünglichen Spaß am Lernen auszutreiben. Darauf komme ich etwas später noch einmal zurück.

Dies gilt aber auch aus anderen Gründen: Denn in einer globalen Welt wird es nicht mehr möglich sein, dass sich die verschiedenen Gruppen und Grüppchen kleine, voneinander abgegrenzte Königreiche schaffen, in denen sie nach den eigenen unumstößlichen Regeln und Gesetzen leben. Um in Zukunft einigermaßen in Frieden leben und überleben zu können, wird es vielmehr notwendig sein, auf eine Moral des Gut und Böse, Richtig und Falsch zu Gunsten einer ethischen Orientierung zu verzichten.

Die nicht hinterfragbaren Ideologien und "Wahrheiten" haben ausgedient. Sie verleiten Menschen zur Nichtübernahme von persönlicher Verantwortung. Denn die Möglichkeit, sich auf den angeblich höheren Wert, den Gehorsam gegenüber dem vermeintlich göttlichen Auftrag oder dem Befehl des Führers zu berufen, eröffnet – das ist die Erfahrung der letzten Jahrtausende – die "Erlaubnis" zu Handlungen jedweder Grausamkeit und Schrecklichkeit. Allzu bereitwillig wird immer wieder vergessen, dass "objektive" Beobachtungen und "wahre" Annahmen Erfindungen von Menschen sind, die vielleicht einmal mit guter Absicht erdacht wurden, aber – wenn sie denn lang genug überlebten – mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit missbraucht wurden. Heinz von Foerster hat immer wieder darauf hingewiesen, dass es keine Objektivität gebe und geben könne. Er schrieb: "Objectivity is a subject's delusion that observing can be done without him" (zitiert nach von Glasersfeld 1985, S.19 – Objektivität ist die Wahnvorstellung eines Menschen, dass er wahrnehmen könne, ohne selbst daran beteiligt zu sein). Und Heinz von Förster setzte eben genau das hinzu, worum es geht: Die Anrufung der Objektivität sei gleichbedeutend mit der Abschaffung persönlicher Verantwortung; darin liege ihre Popularität begründet.

Die ethische Orientierung aber müssen selbstverständlich zunächst einmal die Erwachsenen, die Eltern und Erzieherinnen, internalisieren und vorleben. Sie wurde am sinnfälligsten von Hans Küng als die Metaaussage aller großen Religionen in jahrelanger Arbeit vorformuliert und im Jahre 1993 von einem „Parlament der Weltreligio-

nen“ als eine „Erklärung zum Weltethos“ verabschiedet. Ihre zentrale Aussage lautet: "Es gibt ein Prinzip, die Goldene Regel, das seit Jahrtausenden in vielen religiösen und ethischen Traditionen der Menschheit zu finden ist und sich bewährt hat: Was du nicht willst, dass man dir tut, das füg' auch keinem anderen zu. Oder positiv: Was du willst, dass man dir tut, das tue auch den anderen. Dies sollte die unverrückbare, unbedingte Norm für alle Lebensbereiche sein, für Familie und Gemeinschaften, für Rassen, Nationen und Religionen. ... Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung sind durchaus legitim – solange sie nicht von der Selbstverantwortung und Weltverantwortung des Menschen, von der Verantwortung für die Mitmenschen und den Planeten Erde losgelöst sind" (Küng, Kuschel 1993, S. 27f.).

Diese Maxime ist so einfach – und so schwer! –, dass Kinder und Jugendliche sie ohne weiteres verstehen, wenn denn die Erwachsenen ihnen dieses Prinzip vorleben. Oser (vgl. Oser, Althof 1994) schlägt für die ethische Erziehung eine Diskurspädagogik vor, deren zentrale Idee – in Übereinstimmung mit Spitzer – das Lernen durch Tun ist. Seiner Meinung nach muss eine entwicklungsorientierte Erziehung alle willkürlichen Grenzen überwinden, die der Teilnahme des Kindes oder Jugendlichen an den Bedingungen seines eigenen Lernprozesses und seiner Fähigkeit, echte Verantwortung zu übernehmen, gesetzt werden. Die Erzieherin, die sich am Diskursprinzip orientiert, unterstellt gleichsam die Autonomie möglicher Verantwortungsübernahme in verschiedenen Situationen und zugleich damit die Autonomie kindlicher praktischer Vernunft. Dies soll in jedem Alter gelten. Die Erzieherin 'tut so, als ob' schon volle Teilnahme möglich wäre. Sie tut so, als ob das Kind oder die Jugendliche sich wirklich schon an einer gerechten, für alle geltenden Lösung voll beteiligen könne, das heißt: sie tut so, als ob das Kind oder der Jugendliche schon in der Lage wäre, prinzipiengelernt zu urteilen, als ob das Ziel ihres Handelns schon erreicht sei. Systemischen Therapeutinnen unter ihnen, die lösungsorientiert arbeiten, dürfte ein solches Denken vertraut sein.

3. Um für das Leben in einer globalen Welt gewappnet zu sein, müssen die Menschen vor allem lernen, Vielfalt nicht nur zu ertragen, sondern zu begrüßen. Alle Erfahrung zeigt, dass die Neugier von Kindern und Jugendlichen ihnen diesen Lernprozess leicht macht – solange er nicht von Erwachsenen gestört beziehungsweise konterkariert wird.

Traditionell dominierte in den vergangenen Jahrhunderten die Idee von Objektivität beziehungsweise die Idee einer Realität, die man nur in einer Weise richtig erkennen und "wahr"nehmen könne. Diese Idee geht – wie schon gesagt – von der Unterstellung aus, dass der Erkennende beim Erkenntnisvorgang keine Rolle spielt, und setzt sozusagen geklonte, absolut identische Menschen voraus, bei denen in prinzipiell übereinstimmender Art und Weise Außenreize bestimmte interne Reaktionen auslösen. Jede Vielfalt von Wirklichkeit galt als Durchgangsstadium auf dem Weg zur "richtigen" Erkenntnis.

Die Erkennenden sind jedoch jeweils unterschiedliche Menschen und erzeugen dementsprechend unterschiedliche Wirklichkeiten. Das heißt: Grundsätzlich ist von einer Vielfalt der Wirklichkeiten auszugehen. Sie werden allerdings im Diskurs der Erkennenden untereinander abgestimmt und angeglichen, damit Kommunikation und miteinander Leben überhaupt möglich ist. Auf diese Weise haben die Menschen eine gemeinsame Wirklichkeitskonstruktion erschaffen, die wir alle in weitem Umfang teilen, die aber weder zu einer völligen Übereinstimmung geführt hat, noch die "wirkliche Wirklichkeit" abbildet. Nicht die eine "richtige" Erkenntnis, sondern Vielfalt ist deshalb eine Grundbedingung des Lebens. Gerade in der Unterschiedlichkeit aller Menschen und damit in der Vielfältigkeit liegt auch der Reichtum des Menschseins. Und die Grundlage des Menschseins ist die Billigung des Rechts des anderen auf seine eigene Sichtweise – keineswegs zwangsläufig die Billigung dieser Sichtweise! –, wie ich auch vom anderen das Recht auf meine Sicht zugestanden haben möchte.

Die Unterschiedlichkeit und Vielfalt von Überzeugungen ist danach kein "Betriebsunfall", sondern erwächst aus dem Grundgegebenheiten des Menschseins. Carl Friedrich von Weizsäcker (1994:55) formulierte dies in Bezug auf die Religionen: "Die Religionen sind tief verschieden: in den Kulturen, welche sie tragen, in den Ritualen und speziellen moralischen Regeln, in den Theologien, in welchen sie auch ihre innere Erfahrung interpretieren. Diese Verschiedenheit sollen wir tolerieren, ja wir sollen sie wollen."

Genau dies, Vielfältigkeit zu wollen, müssen wir an Jugendliche herantragen. Es muss darum gehen, für die Auseinandersetzung mit Widersprüchlichkeiten und Unvereinbarkeiten zu sensibilisieren. Es geht darum zu lernen, dass es niemals nur ein Entweder-Oder gibt, vielmehr die Sowohl-als-auch-Perspektive nützlich für das Begreifen unserer Welt ist. Diese Vielfalt ist universell als Vielfalt der Kulturen, aus denen die Mitmenschen kommen, als Vielfalt in der Art, wie andere die Welt wahrnehmen, als Vielfalt der Lebensstile und Lebensmöglichkeiten, als Vielfalt der Persönlichkeiten und Handlungsmöglichkeiten und anderem. Nicht eine Einengung und Trivialisierung ist das Ziel, sondern vielmehr die Maxime Heinz von Foersterns (1993:49): "Handle stets so, dass die Zahl der Möglichkeiten wächst."

Deshalb müssen wir von Anfang an davon abgehen, unseren Kindern zu sagen, was "richtig" und was "falsch" ist, sondern müssen vor allem vermitteln, dass es viele Wahrheiten gibt und viele Erklärungsmodelle für die Welt und ihre Einzelphänomene. Jugendliche sollten bereits erfahren haben, dass all unser Wissen aus Erklärungsmodellen besteht, die die verschiedenen Dinge, die wir wahrnehmen, plausibel machen und die so lange gut sind, wie sie uns nützen, und dass unterschiedliche Menschen in unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Erklärungsmodelle entwickeln. Sie müssen die Begrenztheit aller Erklärungsmodelle erfahren – ein Tatbestand, der für Physiker ein völlig selbstverständliches Phänomen ist, die wissen, dass Erklärungen niemals richtig, sondern immer nur mehr oder weniger brauchbar sind (Näheres dazu siehe Rotthaus 2006b).

Kenneth J. Gergen fordert deshalb, eine Pädagogik der Mehrdeutigkeit zu entwickeln, und er schreibt (2006: 33f): „Es wird oft behauptet, dass Menschen ein inneres Bedürfnis nach klaren und einfachen Antworten auf ihre Fragen haben. Dies bezweifle ich zutiefst.“ Und ich setze hinzu: Gerade Jugendliche verlangen nicht nach solchen Antworten. Sie können leicht lernen, mit Mehrdeutigkeit umzugehen, wenn sie denn mit Erwachsenen umgehen, die Mehrdeutigkeit nicht nur ertragen, sondern wertschätzen.

Das müsste natürlich schon in der Schule geschehen, die heute noch dazu neigt zu lehren, was "richtig" und "falsch", was "wahr" oder "unwahr" ist. Deshalb sollte man am besten die Schulbücher abschaffen. Allenfalls wäre das Schulbuch als der Ver-

such einer bestimmten Person zu betrachten, etwas zu erklären. Auf diese Weise könnte man das Lehrbuch dieser Person als Untersuchungsobjekt ansehen und fragen, was ausgelassen worden ist, wo die Vorurteile stecken, welches die diskussionswürdigen Tatsachen, Meinungen und Schlussfolgerungen sind und auf welche Weise man die behaupteten Tatsachen überprüfen kann.

Für mich selbst war es in meiner therapeutischen Entwicklung vor vielen Jahren ein ganz wichtiger Schritt zu erkennen, dass ich in der Arbeit mit Jugendlichen und Ihren Familien nie die „wahren“ Zusammenhänge herausfinde, sondern immer nur Erklärungsmodelle entwickle. Denn das bedeutet: Wenn mich ein Erklärungsmodell in meiner therapeutischen Arbeit nicht weiter bringt oder wenn es für den Jugendlichen und seine Familie nicht plausibel wirkt, kann ich es zur Seite legen und ein anderes Erklärungsmodell entwickeln, das therapeutisch nützlicher ist. Ich handle damit heute so wie die Nasa bei ihrem ersten Mondflug: Natürlich wussten die Wissenschaftler dort, dass heute ein heliozentrisches Bild vom Universum "richtig" ist. Sie gingen damals jedoch von einem "falschen" Bild des Universums aus, nämlich einem geozentrischen, weil das die Berechnungen einfacher machte, aber noch genau genug war, um den Mond zu erreichen.

Leben in einer Welt vielfältiger Wirklichkeiten und globaler Konflikte wird nur gelingen, wenn die Dichotomie von Gut und Böse, Richtig und Falsch überwunden wird. Solange man die Wahrheit und Gerechtigkeit auf seiner Seite weiß, ist der andere – der mit der anderen Wahrheit – ein Terrorist (und es ist hoch spannend, mit welcher Wucht dieses Wort innerhalb weniger Jahre in unseren Sprachgebrauch getreten ist, die Argumentationen bestimmt und das Handeln leitet).

4. Und damit komme ich zu meinem letzten Punkt „Sprache und Verständigung“: Hans-Joachim Vogel hat es einmal als eine der größten Enttäuschungen in seinem Leben bezeichnet, dass von einem Geist der Verständigung - von einem aufeinander hören Wollen, einander verstehen Wollen, zur wirklichen Verständigung finden Wollen - in unserer Gesellschaft, in unserer Politik viel zu selten etwas zu spüren sei. Die Politiker müssten etwa im Deutschen Bundestag ganz anders miteinander umgehen, wenn sie wirklich um Verständigung ringen würden. Zu oft gehe es aber nur darum, taktische Vorteile auszunutzen, medienwirksame Selbstdarstellung zu betreiben und

die eigene Klientel zufrieden zu stellen. Wille zu echter Verständigung aber würde vieles weiter bringen in der Politik für unser Land (Vogel 1994: 72f).

Ich denke, man braucht dies nicht auf unser Land und auf die Politik zu beschränken. Wille zur Verständigung und Dialogfähigkeit, die Fähigkeit, das Ziel eines Gespräches nicht in Sieg oder Niederlage zu erblicken, sondern im Verstehen und Verstandenwerden, dürfte die wichtigste Kompetenz in einem Zeitalter globaler Konflikte sein und werden. Und dies ist ziemlich genau das Gegenteil von dem, was sich üblicherweise in Diskussionen ereignet, in denen es im wörtlichen Sinne von "discutere", um ein ‚Zerschlagen‘, ‚Beschädigen‘, ‚Zerteilen‘ der Argumente des anderen geht. Demgegenüber gibt es – wie Ludewig (1992: 134f) es formuliert – in einem Dialog "weder Sieger noch Besiegte, sondern nur offene, suchende Partner, die Wahrhaftigkeit, Neugierde und Akzeptanz verbindet und die sich in diesem Prozess verändern: Im Dialog widmen sich die Partner einem gemeinsamen Thema und sind bemüht, ihre Sichtweisen zu vereinbaren; alle Schritte, die zur Synthese führen, sowie die Beteiligten selbst bleiben darin ‚aufgehoben‘, so dass ein ‚Dialog‘ als kreativ und nicht destruktiv oder ‚verschmelzend‘ empfunden wird. Dialoge sind offen für neue Sinnhorizonte, stiften und erschüttern Sinn, konstruieren Realitäten und stellen sie der Kritik."

Dialogfähigkeit aber lernt ein Jugendlicher, wenn die Erwachsenen ihn von Anfang an als gleichberechtigten Dialogpartner ansehen, dessen spezifische Sicht von der Welt nicht falsch, sondern Ausdruck seiner aktuellen kognitiven Entwicklung, seiner Wünsche und seiner Bedürfnisse in der augenblicklichen Situation ist. Es geht darum, das Anderssein des Jugendlichen, seine innere Logik zu verstehen, und nicht darum, das Anderssein des Jugendlichen aufzulösen. Das bedeutet: Der Erwachsene begegnet der Meinung des Jugendlichen mit Akzeptanz und Respekt, was nicht heißt, dass er sie übernimmt. Vielmehr wird er die eigenen Einstellungen, Haltungen und Meinungen nicht zurückhalten oder verschweigen, sondern den Jugendlichen im Gegenteil - und gegebenenfalls sehr entschieden - mit eigenen Überzeugungen, Einstellungen und Haltungen konfrontieren.

Kenneth J. Gergen (2006: 40) fordert deshalb „ein Vokabular dialogischen Handelns, also Mittel, die es ermöglichen, effektive Gespräche mit Personen mit verschiedenen Hintergründen zu führen. Zu solch einem Vokabular gehört es z. B., andere Ideen

wertzuschätzen und zu erweitern, Neugier zu zeigen, Zweifel an eigenen Beiträgen zuzulassen, nach den Meinungen anderer zu fragen und humorvolle Umgangsweisen zuzulassen." Zu einer solchen Entwicklung eines Vokabulars der Dialogfähigkeit gehört meines Erachtens dann auch eine Auseinandersetzung mit den einschränkenden Bedingungen von Sprache, wodurch sie – worauf Wyrwa (1996) verweist – in ihren wesentlichen Elementen zugleich Denkerziehung und Spracherziehung wird.

Dazu gehört es, sich bewusst zu werden, dass Wörter, Sätze, Äußerungen ihre Bedeutung zum wesentlichen Teil aus dem Kontext beziehen, in dem sie gesprochen werden. Zu jeder gegebenen Zeit, an jedem gegebenen Ort gibt es eine Vielzahl von Bedingungen, die dazu führen, dass einem Wort, das an diesem Ort und zu dieser Zeit geäußert wird, eine bestimmte Bedeutung zukommt, die verschieden ist von der, die demselben Wort unter anderen Bedingungen zukommen würde. Diese Tatsache wird von uns im täglichen Leben wie selbstverständlich realisiert. So würde man den Theaterbesucher für verrückt erklären, der in dem Augenblick, wo Othello Desdemona würgt, nach der Polizei ruft, obwohl dies doch in einem anderen Kontext eine sinnvolle Reaktion wäre.

Dazu gehört es auch, sich bewusst zu werden, dass Wörter und Begriffe, die wir benutzen - beispielsweise "Ehre", "Vaterlandsliebe" oder "Instinkt", „Gammelfleisch“ oder „robustes Mandat“ -, Realität und Gewissheit vortäuschen. Wir neigen dazu, die Inhalte, die wir mit ihnen verbinden, bei dem anderen ebenfalls vorauszusetzen, der ihnen aber möglicherweise ganz andere Bedeutungen zuschreibt. Dies ist in vielen Diskussionen zu beobachten, die sozusagen davon leben, dass jeder Teilnehmer über etwas anderes redet, ohne dass man darüber spricht, worüber man spricht. Vor allem aber verleiten Wörter und Begriffe dazu, die mit ihnen verbundenen Inhalte für unerschütterliche Fakten zu halten und überhaupt nicht mehr zu fragen, was sie denn erklären und beschreiben. Sie transportieren Vorannahmen und sozusagen zugleich das Verbot, sie zu hinterfragen. Bateson (1983: 73ff) hat dies sehr anschaulich in einem seiner Metaloge mit seiner Tochter verdeutlicht, und mit einem kurzen Ausschnitt aus einem der Metaloge, den ich sehr liebe, möchte ich schließen:

"Tochter: Papi, was ist ein Instinkt?

Vater: Ein Instinkt, meine Liebe, ist ein Erklärungsprinzip.

Tochter: Aber was erklärt es?

- Vater: Alles - fast alles überhaupt. Alles, was man damit erklären will.
- Tochter: Sei nicht albern. Es erklärt doch nicht die Schwerkraft.
- Vater: Nein. Aber nur deshalb, weil niemand will, dass „Instinkt“ die Schwerkraft erklärt. Wollte man es, dann würde er auch das erklären. Wir könnten einfach sagen, dass der Mond einen Instinkt hat, dessen Stärke sich umgekehrt proportional zum Quadrat der Entfernung verändert...
- Tochter: Aber das ist Unsinn, Papi.
- Vater: Ja, sicher. Aber du hast doch mit „Instinkt“ angefangen, nicht ich.
- Tochter: Na gut. Aber was erklärt denn dann wirklich die Schwerkraft?
- Vater: Nichts, mein Schatz, weil Schwerkraft ein Erklärungsprinzip ist.
- Tochter: Oh.
- ...
- Tochter: Papi, ist ein Erklärungsprinzip dasselbe wie eine Hypothese?
- Vater: Fast, aber nicht ganz. Weißt du, eine Hypothese versucht, ein besonderes Etwas zu erklären, aber ein Erklärungsprinzip - wie „Schwerkraft“ oder „Instinkt“ - erklärt in Wirklichkeit nichts. Es ist eine Art konventionelle Übereinkunft zwischen Wissenschaftlern, die dazu dient, an einem bestimmten Punkt mit dem Erklären der Dinge aufzuhören."

Literatur

- Bateson, G. (1983): Ökologie des Geistes. Eine notwendige Einheit. Frankfurt/Main (Suhrkamp)
- Carter, E. A., McGoldrick, M. (1980): The Family Life-Cycle. New York, Gondoner Pies
- Foerster, von H. (1993): Wissen und Gewissen. (Hrsg. von S. J. Schmidt). Frankfurt/M, Suhrkamp
- Freud, A. (1958): Adolescence. The psychoanalytic Study of the Child 13: 255 – 278
- Gergen, K.J. (2006): Soziale Konstruktion und Bildung im Kontext globaler Konflikte. In: Balgo, R., Lindemann, H. (Hrsg.): Theorie und Praxis systemischer Pädagogik. Heidelberg, Carl-Auer-Systeme: 24 - 44
- Giesecke, H. (1985): Das Ende der Erziehung. Stuttgart (Klett-Cotta)
- Glaserfeld, E. von (1985): Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: Gumin, H., Mohler, A. (Hrsg.): Einführung in den Konstruktivismus. München, Oldenburg: 1 – 26
- Hengst, H. (1981): Tendenzen der Liquidierung von Kindheit. In: Hengst, H.(Hrsg.): Kindheit als Fiktion. Frankfurt (Suhrkamp)
- Hurrelmann, K., Bründel, H. (2003): Einführung in die Kindheitsforschung.2. Aufl. Weinheim, Beltz
- Juul, J. (1997): Das kompetente Kind. Hamburg (Rowohlt)
- Küng, H., Kuschel, K.-J. (1993) Erklärung zum Weltethos. Die Deklaration des Parlaments der Weltreligionen. München, Piper

Ludewig, K. (1992): Systemische Therapie. Grundlagen klinischer Theorie und Praxis. Stuttgart, Klett-Cotta

Luhmann, N. (1987): Strukturelle Defizite. Bemerkungen zur systemtheoretischen Analyse des Erziehungswesens. In: J. Oelkers u. H.-E. Tenorth (Hrsg.): Pädagogik, Erziehungswissenschaft und Systemtheorie. Weinheim (Beltz): 57 – 75

Oser, F., Althof, W. (1994): Moralische Selbstbestimmung: Modelle der Entwicklung und Erziehung im Wertebereich. Stuttgart, Klett-Cotta

Postman, N. (1987): Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt /M. (Fischer)

Postman, N. (1995): Keine Götter mehr. Das Ende der Erziehung. Berlin (Berlin)

Rotthaus, W. (2006a): Wozu erziehen? Entwurf einer systemischen Erziehung. 6. Aufl. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme)

Rotthaus, W. (2006b): Familiäre Gewalt, die von Kindern ausgeht – ein neues gesellschaftliches Phänomen. Kontext 37 (3), 2006: 231 – 246

Rotthaus, W., Trapmann, H. (2004): Auffälliges Verhalten im Jugendalter. Handbuch für Eltern und Erzieher, Band 2. Dortmund, modernes lernen

Rousseau, J.J. (1971): Emile oder über die Erziehung. Paderborn (Schöningh). (Franz. Orig. (1762)

Scheer, A. (2000): Die beste Erziehung ist das Aufwachen in einer Gesellschaft, in der es sich zu leben lohnt. In: BMFSFJ (Hrsg.): Mehr Chancen für Kinder und Jugendliche. Münster, Votum: 124 – 128

Scholz, G. (1994): Die Konstruktion des Kindes. Über Kinder und Kindheit, Opladen (Westdeutscher)

Spitzer, M. (2002): Lernen. Gehirnforschung und die Schule des Lebens. Heidelberg, Spektrum

Suransky, V. P. (1982): The Erosion of Childhood. Chicago (University Press)

Trapmann, H., Rotthaus, W. (2004): Auffälliges Verhalten im Kindesalter. Handbuch für Eltern und Erzieher, Band 2. 11. Aufl. Dortmund, modernes lernen

Wyrwa, H. (1996): Pädagogik, Konstruktivismus und kognitive Sicherheit. Entwurf einer konstruktivistischen Denkerziehung. Aachen, Mainz

Dr. Wilhelm Rotthaus, Arzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie, ehem. Fachbereichsarzt der Kinder- und Jugendpsychiatrie Viersen, 1. Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Systemische Therapie und Familientherapie, Commerstr. 1, 50126 Bergheim bei Köln
trapmann-rotthaus@t-online.de

Vortrag

Dipl.Päd. Stefan **Bestmann**

FACHTAGUNG

14. Juni 2007

Menschen, Fälle, Fallen - oder wer ist hier eigentlich Experte für was? Kritische Gedanken über das ‚Gesellschaftliche‘ im Handlungsfeld der Hilfen zur Erziehung

Sehr geehrte Damen und Herren,

Mit meinem Beitrag möchte ich die professionellen Akteure im Bereich der Jugendwohlfahrt im kritischen Nachdenken über die gesellschaftlichen Zusammenhänge ihres beruflichen Handlungsfeldes sowie ihres eigenen Handelns unterstützen. Soziale Arbeit im Handlungsfeld der Jugendwohlfahrt ist stets gesellschaftliches und somit politisches Handeln, so zumindest die These meines nachfolgenden Beitrags. Und mein Beitrag argumentiert, das sei vorweg geschickt, ganz deutlich aus der Perspektive der Sozialen Arbeit als eigenständiger Profession.

Ein rein auf individualisierendes Reduzieren verstandenes Spezialistentum führt zu einer De-Professionalisierung Sozialer Arbeit, so meine weitere These. Soziale Arbeit hat neben dem Individuum stets das Gemeinwesen aber auch die das Gemeinwesen beeinflussenden Determinanten in den Fokus des Handelns zu legen. Im Bereich der Jugendwohlfahrt wird diese sozialräumliche Dimension des professionellen Handelns als ‚fallunspezifische Arbeit‘ tituiert (Hinte & Treeß, 2007) und bildet eine deutliche Chance, den Blick vom allein auf das Individuum sich beziehenden Be-handeln auf die gesellschaftlichen Bezüge zu erweitern.

Ein Blick in die gegenwärtige Praxis

Insbesondere durch die in letzter Zeit stets aufmerksam wahrgenommen Kinderschutzfälle wird deutlich, dass viele zunächst außerhalb der Jugendhilfe stehende Professionen sich bei dieser Thematik aktiv am Fachdiskurs beteiligen. Polizei, Juristerei, Kriminologie, Psychologie und Kindermedizin sind tatkräftige Unterstützerinnen, wenn es um gute Ratschläge im Vorgehen dieser Fälle geht (Pfeiffer et al., 2005; Motzkau, 2005). Das Vorgehen ist zumeist sehr doppeldeutig zu fassen: nicht nur im akuten Fall sondern auch im Vorfeld eines solchen Falles. Es besteht die These, dass durch die aufmerksame Wahrnehmung

bestimmter Indikatoren in derartigen Einzelfällen diese möglichst frühzeitig erkenn- und vermeidbar werden (Herzig, 2005). Das alles kann als (fach)politisches Engagement in einem notwendig interdisziplinären Vorgehen gesehen werden. Es ist aber aufgrund der präventionsstrategischen Überlegungen und den damit verbundenen Konsequenzen weit mehr: Es geht um die Gestaltung eines gesellschaftspolitischen Diskurses und damit um die Gestaltung der Gesellschaft an sich.

Allein die Tatsache, dass, in Kinderschutzfällen im Besonderen und im Handlungsfeld der Jugendwohlfahrt im Allgemeinen, das Individuelle und somit das *Verhalten* der sogenannten ‚Fälle‘ primär im Blick der Interventions- und Präventionsstrategien liegt, sollte eine Profession, die sich *Soziale Arbeit* nennt und nicht gleichzusetzen ist mit Psychotherapie oder ähnlichem, deutlich aufmerken lassen. Geht es doch in dieser Disziplin um das Soziale, was nach seinem lateinischen Ursprung abgeleitet eben genau das „*die Gesellschaft betreffende*“ bedeutet. (Köbler, 1995, S. 374) Doch aktuell scheint aufgrund der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung eher ein komplettes Verstummen der professionellen wie auch professionspolitischen Akteure die Konsequenz. Soziale Arbeit wird zumeist als eine de-politisierte Fachprofession des reinen Be-handelns von Verhaltensweisen einzelner Personen verstanden und nicht als ein zeitgleiches Agieren in und an den Verhältnissen.

Nicht nur Kinderschutzfälle sondern viele der Ausgangslagen im Bereich der Jugendwohlfahrt können als hohe Stufe eines Eskalationsprozesses von individueller Überforderung in familiären Lebenssituationen betrachtet werden. Dies bedeutet nicht, dass aus jedem Überforderungsfall im erzieherischen bzw. familiären Kontext ein Kinderschutzfall werden muss, jedoch hat jeder Kinderschutzfall einen sich entwickelnden Prozess der Überforderung vorgeschaltet. Die akute Situation der extremen Überforderung der im System der Familie beteiligten Akteure zeigt sich dann meist ausschnitthaft im Phänomen der Misshandlung bis hin zur Tötung des Kindes.

Betrachtet man nun die Faktoren, die auf solche, das familiäre System überfordernden Situationen Einfluss haben, diesen Eskalationsprozess in Gang brin-

gen und zugleich forcieren, dann sieht man zunächst eine Vielfalt von unterschiedlichsten Bereichen. In einer groben Kategorisierung lassen sich

- individual-persönliche Faktoren,
- im Familiensystem beschreibbare sowie
- außerhalb des Familiensystems begründete, aber dieses stark beeinträchtigende bzw. beeinflussende Faktoren nachzeichnen.

In der sich globalisierenden, kapitalistisch-ökonomischen Gesellschaft scheint eine deutliche Tendenz der Individualisierung zu bestehen. Die biografischen Verläufe individualisieren sich und zugleich – so zumindest die These (Beck, 1998) - entsteht eine Pluralisierung an Optionen und, je nach Ausgangslage und Nutzungspotenzial, auch eine Pluralisierung an den Umsetzungen der Optionen. Diese als Individualisierungsprozesse beschriebenen Entwicklungen können gleichsam als gesellschaftliche Ent-Solidarisierungen verstanden werden. Als Ausgeschlossener habe ich die Wahrnehmung bzw. bekomme diese vermittelt, dass dies nur mein individuelles Schicksal ist. Zugleich scheint es sich aber um ein Massenphänomen zu handeln. Nach Angaben von UNICEF (2005) ist Kinderarmut in Deutschland seit 1990 mit 2,7 Prozentpunkten stärker gestiegen als in den meisten anderen Industrienationen. Jedes zehnte Kind lebt in der BRD in relativer Armut, das sind mehr als 1,5 Millionen Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren. In den OECD-Staaten insgesamt wachsen über 45 Millionen Kinder in einer Familie auf, die mit weniger als 50 Prozent des Durchschnittseinkommens auskommen muss. Doch Jede und Jeder scheint nach wie vor des eigenen Glückes Schmied zu sein. Es ist eine tendenziell ‚privatisierte Gesellschaft‘ gewachsen.

Konsequenzen für das Sozialarbeiterische Handeln in einer personenbezogenen Dienstleistung

Im Bereich der Jugendwohlfahrt wird zumeist das Hauptaugenmerk auf die individual-persönlichen sowie die Familiensystem-immanenten Faktoren gelegt. Durch einzelfallbezogene Hilfen wird versucht, eine wirksame und nachhaltige Unterstützung für den Einzelnen anzubieten. Dieser Blick muss erweitert wer-

den und die außerhalb des Familiensystems wirkenden und damit *auf* dieses maßgeblich Einfluss nehmenden Faktoren berücksichtigen (Otto & Ziegler, 2004).

Dies begründet, dass eine gelingende sozialarbeiterische, personenbezogene Dienstleistung im Bereich der Jugendwohlfahrt zeitgleich *neben* der einzelfallbezogenen Arbeit an den individual-persönlichen und Familiensystem bedingten Themenstellungen, auch an den dieses System beeinflussenden Faktoren arbeitet. Eine so verstandene Soziale Arbeit hat die Lebenswelt und auch den sozialräumlichen Bezug der jeweiligen Personen nicht nur im Blick sondern auch im aktiven Handeln (Klein et al., 2005).

Diese sozialräumliche Dimension wird im Handlungsfeld der Jugendwohlfahrt als ‚*fallunspezifische Arbeit*‘ beschrieben (Hinte & Treeß, 2007). Die das Leben der Adressat/innen beeinflussenden Faktoren außerhalb des Familiensystems müssen demzufolge bzgl. ihrer potenziellen Ressourcen aber auch Bedrohungen identifiziert und entsprechend bearbeitet werden. Hierbei ist es nicht nur hilfreich sondern professionsbedingt notwendig, dass die jeweilige Sozialarbeiterin sich in den sozialräumlichen Bezügen der Klient/innen bewegt und auskennt, aber ggf. auch agiert, zumal wenn deutlich wird, dass beispielsweise bestimmte Ausgangslagen im oben benannten Eskalationsmodell eine sozialräumlich feststellbare Häufung aufweisen. Kurz: zu enger Wohnraum, fehlende ökonomische Möglichkeiten u.ä. können auch mit systemischer Familientherapie kaum verändert werden. Die Aufgabe Sozialer Arbeit ist es, neben der individuellen Einzelfall bezogenen Unterstützung, auch sich häufende sozialstrukturelle Phänomene wahrzunehmen, zu beschreiben, zu benennen, eventuell zu skandalisieren und im Ideal in Veränderung zu bringen. Viele Menschen in benachteiligten Lebenslagen sind auch und gerade von der Teilhabe an gesellschaftlichen Mitgestaltungsprozessen ausgeschlossen. Hier ist es eine zentrale und notwendige Aufgabe von Sozialer Arbeit, die Menschen in der Wahrnehmung ihrer Teilhabe zu unterstützen.

In der Professionsgeschichte Sozialer Arbeit ist der methodische Dreiklang von Einzelfall-, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit eigentlich ein alter Hut, der sich nicht individualisieren und delegieren lassen darf.

Prävention bedeutet nach Kappeler: „*Heute etwas tun, damit heute definierte Schäden beim Einzelnen und der Gesellschaft von morgen nicht auftreten. Das wäre gut - und nicht einfach zu machen – wenn es um die Verhältnisse ginge, um das unbelastete Offenhalten von Zukunftshorizonten*“ (2005, S. 31).

Dieses ‚*Offenhalten*‘ und die Erschaffung von Ermöglicungen für die Wohnbevölkerung gerade in sogenannten Armutsquartieren wird somit (langjährig erfahrene Kolleginnen sagen: wird wieder) zu einer zentralen Kategorie sozialarbeiterischen Handelns. Umso mehr im Handlungsfeld der Jugendwohlfahrt, da dort die sogenannte Verhaltensprävention alleinig im Vordergrund zu stehen scheint (kritisch dazu Conen, 2006).

Die Zielstellung und professionsethische Leitlinie gelingender Sozialer Arbeit liegt in der Ermöglichung eines selbstbestimmten, gelingenden Alltags der Adressatinnen (Conen, 2006, S. 14ff). Ausgehend von *ihrem* je eigenen Anliegen werden die Menschen unterstützt, sich eine *Selbstbestimmung* zur Bewältigung ihres Lebensalltags (wieder) zu erarbeiten (Oelerich & Schaarschuch, 2005). Der Adressat wird hierbei in seiner Subjektstellung gesehen. Er ist nicht ein Objekt sozialarbeiterischer Behandlung sondern ein Subjekt in einer demokratischen Bürgergesellschaft, in welcher er mit seinem Anliegen eine personenbezogene Dienstleistung im Bereich der Jugendhilfe in Anspruch nimmt (Thiersch, 2003). So zumindest das theoretische Konzept einer emanzipatorisch-demokratisch ausgerichteten Sozialarbeit.

Damit das Arbeiten an dem „*das Gesellschaftliche Betreffende*“ einerseits nicht zu einer gleichsam fürsorgerischen Stellvertreterübernahme der Sozialarbeitsakteure für die Betroffenen wird - und so das zuvor benannte professionsethische Prinzip der Selbstbestimmung und Selbstermächtigung deutlich konterkariert - sowie andererseits die Sozialarbeiterin selbst nicht eine Aufgabe aufgebürdet bekommt, die sie komplett überfordert, lohnt eine differenzierte Betrachtung für eine praktische Umsetzung des Geforderten im Alltag.

Im Folgenden nun ein skizzierter Entwurf einer differenzierten Handlungspraxis sozialräumlichen Arbeitens.

Menschen, Fälle, Fallen

Mensch und Gesellschaft scheinen als zwei miteinander in ihrer Bedeutung und Wechselwirkung verknüpfte Begriffe, weil im Begriff der Gesellschaft der Mensch als solcher antizipiert wird und im Begriff des Menschen dessen Zusammenleben mit anderen Grundlage der Existenz erscheint (Boer & Utermann, 1970, S. 5). Durch das Leben in der Gesellschaft wird der Mensch sozialisiert, zugleich ist der Mensch durch seine Freiheit, d.h. das Vorhandensein von Wahlmöglichkeiten, mehr als das reine Produkt einer Gesellschaft (ebd.). Diese Form der Wahlmöglichkeiten sind in den vergangenen Jahren aus soziologischer Beschreibung als „*Individualisierung*“ sowie „*Pluralisierung*“ der Lebenslagen mehrfach beschrieben worden (Beck, 1986).

Nach diesem Verständnis ist der einzelne Mensch geprägt und beeinflusst von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, Ermöglicungen und Teilhabezugängen. Zugleich hat der einzelne Mensch innerhalb einer Gesellschaft eine eigene (Mit-)Verantwortung sowie zumindest potenziell vorhandene Entscheidungsmöglichkeit im Verlaufe der Gestaltung seiner Biografie.

In diesem Zusammenhang nicht unwichtig ist die Frage, was im Kontext der sozialarbeiterischen (Einzel-)Fallarbeit eigentlich *der Fall* ist. Eine unterstützende Definition des *Falls* liefert u.a. Wendt (2001). Nicht der betroffene Mensch ist der Fall, sondern die problematische Lebenssituation, in welcher er steht, und die es im Ganzen wie auch im Detail, zu bewältigen gilt (Wendt, 2001, S. 32ff). Diese problematische Lebenssituation ist der *Fall*, und somit Gegenstand des Bewältigungsverhaltens und der Selbsthilfeansätze des betroffenen Menschen, aber auch des Bewältigungsverhaltens der im Umfeld beteiligten Angehörigen wie auch der sozialarbeiterisch-professionellen Akteure.

Das methodische Vorgehen in der direkten EinzelFallarbeit hat zum Ziel, das sozialarbeiterische Handeln direkt an den Interessen, Bedürfnissen bis hin zum Willen der Familien bzw. Klient/innen auszurichten und so die selbsthelfenden Kräfte sowie die Eigeninitiative der Klient/innen im Sinne einer nachhaltig stabilisierenden *Hilfe zur Selbsthilfe* zu fördern. Die Beratungsarbeit an den Interessen und am Willen der Betroffenen zu orientieren hat Hinte als methodisches Prinzip in der Sozialraumorientierung mittlerweile ausführlichst beschrieben

(ganz aktuell und zusammenfassend dazu Hinte&Treeß, 2007, S. 46ff). Noch deutlicher ausgearbeitet im Sinne einer methodischen Handlungsanweisung sind die Ausführungen der Lösungsfokussierten Schule nach Berg (De Jong & Berg, 2003) und De Shazer (1991). Dieses methodische Handeln gepaart mit den berufsethischen Werten des Respekts der Menschenwürde und einer nicht-urteilenden Haltung im Berufsfeld der Sozialarbeit bietet eine hervorragende Grundlage, damit die Familien sich (wieder) eine *Selbstbestimmung* zur Bewältigung ihres Lebensalltags erarbeiten können. Doch das ist nur eine, allein für sich stehend nicht ausreichende Dimension der Komplexität Sozialarbeiterischen Handelns.

Fallübergreifende Arbeit sowie Ressourcen mobilisierende Fallarbeit

Die Begriffe der *fallübergreifenden Arbeit* sowie *Ressourcen mobilisierenden Fallarbeit* als spezielle Formen der einzelfallspezifischen Arbeit sind durch dass ISSAB¹ in den sozialräumlichen Diskurs eingeführt worden und andernorts entsprechend beschrieben.

Fallunspezifische Arbeit, und darauf liegt mein heutiger Blick, wird zumeist als die sozialräumliche Komponente im Handlungsrepertoire der im Bereich der Hilfen zur Erziehung (HzE) tätigen Sozialarbeiter(innen) verstanden. Sozialräumliches Handeln wiederum hat viel mit arbeitsfeldübergreifender Vernetzung und Kooperation in einem Stadtteil bzw. im Gemeinwesen zu tun.

In einer ersten Annäherung kann fallunspezifische Arbeit beschrieben werden als ein *Wissen über potenzielle Ressourcen* im Sozialraum, mit dem Zweck, diese Ressourcen für mögliche spätere Einzelfälle mobilisieren zu können. Fallunspezifische Arbeit umfasst diejenige Arbeit, in der die sozialräumlichen Ressourcen nicht konkret in der fallspezifischen Arbeit eingesetzt, sondern entdeckt, kontaktiert, gefördert bzw. aufgebaut werden. Nach Hinte handelt es sich bei fallunspezifischer Arbeit um die „*Aneignung von Kenntnissen über den sozialen Raum sowie der Aufbau und die Pflege von Kontakten bzw. Netzwerken ohne unmittelbares, einzelfallbezogenes Verwertungsinteresse*“ (Hinte, 2007).

¹ Institut für Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung der Universität Duisburg - Essen

Hierzu ist sowohl ein Wissen um die sozialräumlichen Ressourcen als auch ein gelingender Zugang zu diesen Ressourcen erforderlich. Fallunspezifische Arbeit ist folglich eine sozialräumlich orientierte Netzwerk- und Strukturarbeit, die wiederum, je nach methodischem Ansatz, deutliche Rückwirkungen auf die in einem Sozialraum lebenden und agierenden Menschen hat und damit entweder die fallspezifische Arbeit unterstützt oder präventiv wirkt, d.h. der Notwendigkeit einer professionellen, individuell-einzelfallspezifischen und fallübergreifenden Arbeit vorbeugt. In diesem Sinne soll die fallunspezifische Arbeit sowohl die Mobilisierung der Ressourcen für die Fallarbeit vorbereiten als auch die Entstehung von HzE-Fällen vermeiden helfen (Landeshauptstadt Stuttgart Jugendamt, 1999). Anders formuliert: Fallunspezifische Arbeit in einem sozialräumlichen Verständnis kann dazu beitragen, die lebensweltlichen Strukturen und Bezüge in einem *Lebensraum* zum Ziele einer selbstbestimmten und selbstbefähigten Lebensführung der Familien zu verbessern.

Mit dem Ansatz der fallunspezifischen Arbeit findet nun auf der Handlungsebene die bereits ausgeführte These ihren Niederschlag, dass die „*individuelle Problematik [...] in den ökologischen Kontext eingebettet gesehen*“ wird (Hinte et al., 1999, S. 45). Darauf gründet die in diesem Kontext sinnbildlich verwendete Formel vom *Fall zum Feld*, wonach sich die professionelle Sicht *erweitert* von der Intervention im Fall hin zur einzelfall-unabhängigen Infrastrukturarbeit im Feld (Hinte et al., 1999; Meinhold 1998).

Innerhalb der Sozialraumorientierung fungiert der fallunspezifische Zugang in der Dreigliederung des Arbeitsauftrags (fallspezifisch, fallübergreifend und fallunspezifisch) als diejenige Dimension, die eine Synthese des auf das Individuum bezogene Handelns mit dem auf die sozialräumlichen Verhältnisse bezogenen Handeln erst *ermöglicht*. Auf diese Weise wird durch die fallunspezifische Arbeit das sozialräumliche Konzept Sozialer Arbeit in die Handlungspraxis der Jugendwohlfahrt übersetzt und wirksam.

Fallunspezifische Arbeit wird somit zum integralen Bestandteil der Fall-Arbeit, die ihre Aufmerksamkeit vor dem Hintergrund sozialräumlicher Überzeugungen auch auf die bedeutsamen strukturellen Bedingungen im Sozialraum eines prinzipiellen „*Falles*“ richtet.

Diese Sichtweise der fallunspezifischen Arbeit hat zudem einen sehr praxisnahen Hintergrund: Fallunspezifische Arbeit findet auch während der konkreten Einzelfallspezifischen Fallarbeit (in der Beratung mit den KlientInnen, der alltagsnahen Unterstützung etc.) und während der Mobilisierung sozialräumlicher Ressourcen für den konkreten Fall statt. Denn gerade in diesen Situationen können Informationen über den Stadtteil, über sogenannte Schlüsselpersonen und Ressourcen oder Kontakte für zukünftige Ressourcenmobilisierung geknüpft, ausgebaut und gefördert werden. In diesem Sinne ist also eine gegenständliche und arbeitstrukturelle Trennung von (Einzel-) Fallarbeit und fallunspezifischer Arbeit abzulehnen (Lüttringhaus & Streich, 2004., S. 102ff).

Der direkte Austausch der in einem Sozialraum tätigen Akteure, gerade auch außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe, bezüglich der jeweils eigenen Wahrnehmungen zu Themen, Bedarfen und Ressourcen bzw. Potenziale eines Gebietes führt zu einem Abstimmungsprozess, so dass *„junge Menschen und Familien in gefährdeten Lebens -und Wohnbereichen besonders gefördert werden“* (KJHG §80 (2) 3.). Neben dem Wissen über potenzielle sozialräumliche Ressourcen in einem Stadtquartier und dem Mobilisieren dieser Ressourcen beinhaltet sozialräumliches Arbeiten folglich *zudem* ein notwendiges Wissen über die in einem Stadtteil wirkenden Themen und daraus möglicherweise ableitbarer Bedarfe (Bestmann & Brandl 2006).

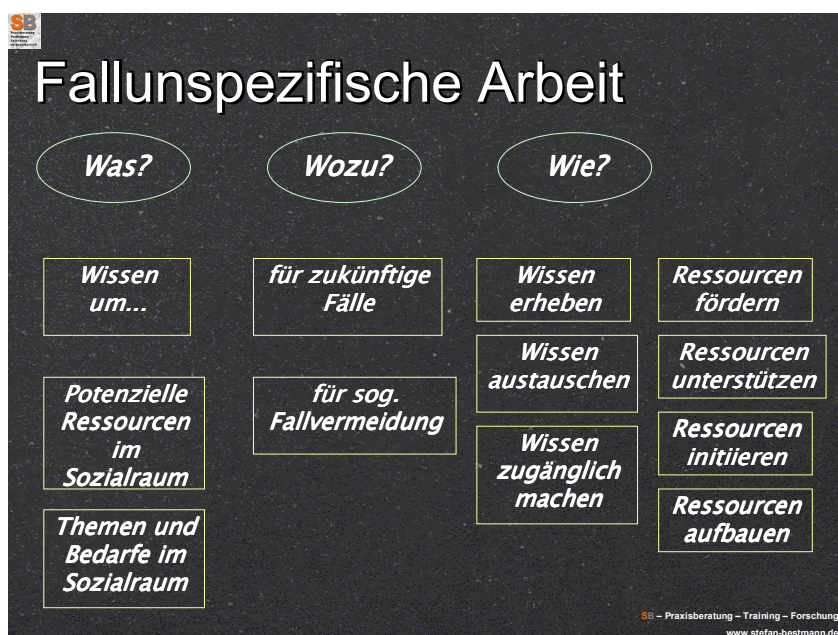


Abb.1: Fallunspezifische Arbeit

Somit ist die Handlungsdimension des fallunspezifischen Arbeitens gleichsam gestalterisch wirksam im Sozialen Raum, d.h. sie leistet unter Umständen konkrete Veränderungsarbeit an den Lebensbedingungen in einem Stadtteil und ist selbst „*ein Akteur in der sozialen Arena*“ (Otto & Ziegler, 2004, S. 279).

Die leitende Hauptfragestellung ist das Erhalten bzw. Erschaffen „*positive[r] Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien*“ im Sozialraum (BMFSFJ, 2000, KJHG §1).

Auch bei dieser Fragestellung ist es entscheidend, was die Menschen aus dem Sozialraum selbst als ‚*positive Lebensbedingungen*‘ definieren. ‚*Was bewegt die im Stadtteil lebenden Menschen? Was sind ihre Themen und Interessen?*‘ sind die leitenden Kategorien. So ist auch bei der Perspektive auf einen Sozialraum nicht die professionelle Sicht über die Sicht der Familien und Bürger des Stadtteils zu stellen, indem im Fachkreis geschlossen diskutiert wird, was für die Menschen gut sein könnte. Hilfreicher erscheint es, die Menschen direkt und unmittelbar zu beteiligen, und zwar bereits zu Beginn der diskursiven Phase über den Austausch der Wahrnehmungen und möglicher Interpretationen dazu.

Im Wissen um den neoliberalen Diskurs zur Rolle der Sozialen Arbeit in einer ökonomisch-globalisierten Gesellschaft (Otto & Ziegler, 2004) hat hierbei Soziale Arbeit auch die Funktion, auf die Ungleichheit bzgl. der Verteilung sozialer, symbolischer, ökonomischer und sonstiger Kapitalien aufmerksam zu machen. Beim Anspruch, diese auszugleichen, wird sich die einzelne Sozialarbeiterin sicherlich übernehmen, da der Ausgleich bzw. Nichtausgleich maßgeblich in der Sozialpolitik verankert ist. Es geht auch andersherum nicht um eine „*Strategie der Verantwortungszuschreibung*“ (Ziegler, 2001, S. 18) in Richtung der Wohnbevölkerung eines Stadtteils, selber etwas zu verändern, wofür diese zumeist nicht verantwortlich ist. Zentral ist, die Wohnbevölkerung gerade *wegen* ihrer Ausgrenzung aufgrund der Ungleichverteilung unterschiedlichster Kapitalien in eine stärkere Diskursposition innerhalb eines Gemeinwesens zu bringen, im Sinne einer „*emanzipatorischen Stoßrichtung*“ (ebd. S. 22). Daran aktiv und professionell beteiligt zu sein, selbstverständlicher Weise gemeinsam mit ande-

ren Handlungsfeldern außerhalb der Jugendhilfe, idealer Weise eng vernetzt und abgestimmt kooperierend, sollte Aufgabe der Jugendhilfe sein. Die fallunspezifische Arbeit aus dem Bereich der Jugendwohlfahrt bietet hierfür einen zentralen Ansatzpunkt.

Was nun? Ein Ausblick

Bei einem kritischen Nachdenken über „das Gesellschaftliche“ im professionellen Handeln der Sozialen Arbeit geht es also weder um eine schlichte Ausblendung der bestehenden Zusammenhänge zwischen Individuum und Gesellschaft noch um Revolutionsfantasien einzelner Sozialarbeiter/innen bzw. wohl eher Sozialarbeitssoziologen, zumindest in Deutschland. Hilfreich scheint vielmehr eine differenzierende Betrachtung der verschiedenen Ebenen des Zusammenwirkens innerhalb des Systems der Sozialen Arbeit.

Um eine Jugendwohlfahrt in einem kommunalen Bezug entsprechend aufzustellen, braucht es eine Menge an Veränderungsarbeit, bezogen auf das methodische Handeln der Profis, den Organisationsaufbau der Verwaltung und der Träger, die Steuerungsprozesse und die Finanzierungssystematik.



Abb.2: Wirkungsdimensionen eines sozialräumlichen Veränderungsprozesses

Das wäre ein weiterer eigenständiger Vortrag. Doch der Gewinn eines solchen Prozesses kann hoch sein.

Hier seien nur zwei zentrale Aspekte genannt:

Wegzukommen von der „Fallsucht“ (Hinte), die teilweise sehr teuer ist: Heutzutage, zumindest in Deutschland, wird ein Träger der Jugendwohlfahrt nur finanziert, wenn er zuvor einen Fall identifiziert hat. Und er wird solange finanziert, wie er den Fall hat, was bedeutet, dass es eigentlich ein betriebswirtschaftlicher Schaden ist, wenn er den Fall nicht mehr hat. Fallunspezifisches Arbeiten hat dahingegen *Familien* in einem Sozialraum im Blick ohne aus ihnen zuvor einen womöglich teuren Fall zu konstruieren und kann entsprechend flexibel und niedrigschwellig agieren, was zu der seltsamen Begrifflichkeit der ‚*Hilfen vor den Hilfen*‘ geführt hat.

Wegzukommen, dass in jedem Einzelfall ein Träger bzw. die Profis sich stets neu auf tun müssen bzgl. der Gewinnung von Erkenntnissen über einen Sozialraum (Ressourcen, Netzwerke, Schlüsselpersonen, Themen etc.). Durch fallunspezifische Arbeit wird dies Bestandteil eines sozialräumlich aufgestellten Trägers und damit eine aufgebaute Investition, die sich mehrfach nutzen lässt.

Dies nur zwei Betrachtungsweisen, und ja ich gebe es zu, eher den ökonomischen Faktor implizierende Aspekte, da ich weiß, dass hier im Auditorium engagierte Kommunalpolitiker/innen und Geschäftsführungen sitzen, die diese Blickrichtung stark vertreten müssen. Sozialraumorientierung macht die Jugendwohlfahrt nicht billiger aber sie transformiert bestehende Kosten in Investitionen.

Es gibt darüber hinaus selbstredend inhaltlich-fachlich gesehen weiteren Nutzen, der in diesem kurzen Rahmen leider nicht beschreibbar ist aber anderweitig mittlerweile studier- und nachlesbar wird.

Soziale Arbeit als personenbezogene Dienstleistung ist auch stets eine am „*Gesellschaftlichen*“ arbeitende Profession, am Verhalten der Adressatinnen und *zugleich* an den Verhältnissen des Sozialen Raums. Sich dies stets be-

wusst zu machen und entsprechend zu handeln, egal auf welcher Ebene in einem kommunalen Jugendamt, geht aus meiner aktuellen Sicht in eine demokratisch ausgerichtete und zugleich innovative da höchst proaktive Richtung Sozialer Arbeit. Vernetzung und noch besser: Kooperation der professionellen Akteure ist in diesem Zusammenhang von höchster Priorität. Auf die gemeinsamen Stärken zu bauen ist dabei das erfolgversprechende Vorgehen. Genau dieses, Vernetzung, Kooperation und auf die Stärken zu bauen, ist aber auch den Menschen hinter den sogenannten „Fällen“ zu ermöglichen.

Ganz herzlichen Dank für Ihre Geduld und Ihre Aufmerksamkeit!

Literatur

Beck, Ulrich. (1998). Was ist Globalisierung? Frankfurt.

Beck, Ulrich. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.

Bestmann, Stefan & Brandl, Matthias (2006). Fallunspezifische Arbeit - die systematische Strukturierung des Findens und ihre arbeitspraktische Verankerung in den Verfahrensablauf eines HzE-Sozialraumteams - In: Forum Erziehungshilfen – Heft 1/2006 S.53-57

Boer, Jo& Utermann, Kurt (1970) Gemeinwesenarbeit. Stuttgart.

BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (Hg.) (2000). Kinder- und Jugendhilfegesetz (Achstes Buch Sozialgesetzbuch). Berlin.

Conen, Marie-Luise. (2006). Was ist los in der Jugendhilfe? Zwanzig Kritikpunkte. Forum Erziehungshilfen, Heft 3, S. 170-181.

De Jong, Peter & Berg, Insoo Kim (2003). Lösungen (er-)finden. Dortmund (5.Aufl.)

De Shazer, Steve (1991). Das Spiel mit den Unterschieden. Heidelberg.

DEUTSCHER BUNDESTAG (Hg.) (1990). Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. Bonn.

DPWV - Der Paritätische Wohlfahrtsverband – Gesamtverband (2005). Expertise- Kinder und Hartz IV: Eine erste Bilanz der Auswirkungen. Berlin.
des SGB II (Grundsicherung für Arbeitsuchende)

- Herzig, Markus (2005). Von Erziehungs- zu Stadtteilexperten: das Flattichhaus. Evangelische Jugendhilfe, Heft 1, S. 3-5.
- Hinte, Wolfgang (2001). Sozialraum: Fall im Feld. Social management, Heft 6, S. 10–13.
- Hinte, Wolfgang (1989). Studienbuch Gruppen- und Gemeinwesenarbeit. Neuwied/Frankfurt a. M.
- Hinte, Wolfgang. & Litges, Gerhard & Springer, Werner (1999). Soziale Dienste: Vom Fall zum Feld. Berlin.
- Hinte, Wolfgang & Treeß, Helga (2007). Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Weinheim.
- ISSAB Institut für Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung der Universität Duisburg - Essen. <http://www.uni-essen.de/issab/arbans/sozraumo.htm> (02.01.2007)
- Kappeler, M. (2005). Vom Sozialstaat zum Präventionsstaat. Widersprüche, Heft 96, S.23-34.
- Klein, Alex & Landhäußer, Sandra & Ziegler, Holger(2005). The salient injuries of class: Zur Kritik der Kulturalisierung struktureller Ungleichheit. Widersprüche, Heft 98 S.45-74
- Landeshauptstadt Stuttgart Jugendamt (Hg.) (1999). Fallunspezifische Arbeit. Stuttgart.
- Köbler, Gerhard (1995). Deutsches Etymologisches Wörterbuch. <http://www.koeblergerhard.de/der/DERS.pdf>
- Lexikon Sociologicus (1999). http://www.socioweb.de/lexikon/lex_soz/o_r/politisi.htm (14.09.2006)
- Lüttringhaus, Maria & Streich, Angelika (2004). Das aktivierende Gespräch im Beratungskontext – eine unaufwendige Methode der Sozialraum- und Ressourcenerkundung. In: Stefan Gillich (Hg.): Gemeinwesenarbeit: Die Saat geht auf. Gelnhausen, S. 102- 108.
- Meinhold, Marianne (1998). Ein Rahmenmodell zum methodischen Handeln. In: Maja Heiner et al. (Hg.): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg, S. 220-253.

Motzkau, Eberhard (2005). Kindesvernachlässigung: Frühe Intervention statt spätes Krisenmanagement. Ein integratives Konzept aus Düsseldorf. Kinderärztliche Praxis, Heft 6, S. 356-360.

Müller, C.Wolfgang. (2000). Soziale Arbeit zwischen Größenwahn und Scham. In: Thomas Rauschenbach et al. (Hg.): Der sozialpädagogische Blick. Weinheim und München, S. 83- 92.

Münder, Johannes. (2006). Frankfurter Kommentar zum SGB VIII: Kinder- und Jugendhilfe, 5. Aufl., Weinheim.

Oelerich, Gertrud & Schaarschuch, Andreas (Hg) (2005). Soziale Dienstleistungen aus Nutzersicht – Zum Gebrauchswert Sozialer Arbeit. München/ Basel.

Otto, Hans-Uwe & Ziegler, Holger (2004). Sozialraum und sozialer Ausschluss (Teil 2). Neue Praxis, 34. Jhg., Heft 3, S. 271- 291.

Pfeiffer, Christian. & Hosser, Daniela & Maier-Pfeiffer, Anna & Jungmann, Tanja (2005). Prävention durch Frühförderung. Modellversuch zur Prävention von Krankheit, Armut und Kriminalität für Kinder aus sozial benachteiligten Familien. Projektankündigung. IKK-Nachrichten, Nr. 1-2, S. 52-53.

Thiersch, Hans (2003). 25 Jahre alltagsorientierte Sozial Arbeit – Erinnerung und Aufgabe. Zeitschrift für Sozialpädagogik, 1. Jhg., Heft 2, S. 114- 130.

UNICEF (2005) Kinderarmut in reichen Ländern. http://www.unicef.de/fileadmin/content_media/presse/fotomaterial/Kinderarmut/info_Kinderarmut.pdf (15.05.2007)

Wendt, Wolf Rainer (2001). Case Management im Sozial- und Gesundheitswesen. Freiburg.

Wolff, Reinhart. (1990). Von der Reaktion zur Prävention - zur konzeptuellen Weiterentwicklung des Kinderschutzes in Berlin. Rundbrief Senatsverwaltung für Frauen, Jugend und Familie, 2: Perspektiven zum Kinderschutz in Berlin, S. 21- 30.

Ziegler, Holger (2001.) Prävention – Vom Formen der Guten zum Lenken der Freien. Widersprüche, Heft 79, S. 7– 24.

Stefan Bestmann, Berlin, geb. 1965, Dipl.-Päd., systemisch-lösungsorientierter Coach, Lehrbeauftragter an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin,
seit 2000 bundesweit als Berater, Trainer und Forscher in eigener Praxis tätig,
info@stefan-bestmann.de

Ich und Wir.

Unsere Zukunft in der Konfliktgesellschaft

Danke für die Einladung. Ich freue mich, zu Ihnen über dieses Thema sprechen zu dürfen und verbinde damit drei Anliegen:

- Ich habe seit Jahrzehnten eine enge Verbindung mit dem SOS-Kinderdorf und freue mich deswegen besonders, hier zu sein.
- Ich ziehe den Hut vor den vielen detaillierten pädagogischen Themen, die sie vor haben. Da kann ich nicht mithalten. Vielleicht kann ich Ihnen aber einen Rahmen bieten, wo sie ihre Konkretionen gesellschaftlich einordnen können, wenn sie das annehmen möchten.
- Ich war in meinem bisherigen Berufsleben immer auf Brücken tätig: Zwischen Theorie und Praxis, zwischen Kirche und Wirtschaft und auch heute geht es um ein „Brückenthema“: Wie schaffen wir die Balance in einer Welt, von der wir soviel offenbar Widersprüchliches wollen. Ökonomische, ökologische und soziale Ziele scheinen einander doch zu widersprechen? Der theoretische Physiker und erfahrene Philosoph Herbert Pietschmann hat 2002 das Buch „Eris und Eirene“ geschrieben, es geht dort um den Umgang mit Konflikten. Pietschmann beschreibt die „HX Verwirrung“. Vereinfacht gesagt: Wer im „X“ denkt, sieht immer nur die positiven Seiten der eigenen Position und bei einer fremden, anderen nur den „Schatten“: die Starrheit in der Ordnung, das Chaos in der Freiheit. Wir müssen den H-Weg gehen: Wenn wir im „H“ von den eigenen Standpunkten ein Stück weg und der vermeintlichen Irrung ein Stück entgegen gehen, dann können wir die skeptischen Seiten der eigenen und die positiven Seiten der Kontraposition erkennen. Das „H“ ist die Brücke, auch bildlich: Pietschmann dazu: „Es hilft, auch wenn man nicht daran glaubt“¹.

Im Sinne dieses „H-Wegs“ biete ich Ihnen hier drei Schritte an:

- Eine kurze Diagnose der heutigen Gesellschaft als Konfliktgesellschaft,
- zwei Elemente, welche die Lage junger Menschen skizzenhaft anschneiden,
- einen Baustein, der Vorschläge liefert, wie wir mit der Zukunft in der Konfliktgesellschaft angemessen und produktiv umgehen können.

1 Die Konfliktgesellschaft

Gesellschaften von heute sind pluralistisch, eine große Zahl von unterschiedlichsten Werthaltungen, Lebensformen und politischen wie religiösen Anschauungen existieren gleichzeitig und nebeneinander. Was kennzeichnet Gesellschaften in unserer Zeit? Ich möchte das durch einige Entwicklungen und Gegentrends skizzieren.

¹ Pietschmann Herbert, Eris und Eirene. Eine Anleitung zum Umgang mit Widersprüchen und Konflikten, Wien, 2002, 20.

1.1 „Was ist unsere Zeit: Moderne? Postmoderne? Moderne Postmoderne?“

Schon die Frage nach unserer Zeit ist **konfliktiv**: Was ist „unsere Zeit“? Sie wird häufig als „Moderne“ oder „Postmoderne“ charakterisiert, manche sehen sie als modern und postmodern zugleich. Die Gesellschaft lebt zwischen dem Ende des Kommunismus und der zunehmenden Globalisierung in einer Phase dynamischer Transformationsprozesse. Ein ständiger Wandel mit unabsehbaren Folgen und unsicherem Ausgang scheint statt zu finden: sozial, ökonomisch und politisch. Dieser Wandel bringt viele Hoffnungen und Chancen, aber auch viel Angst und Grenzen, Ulrich Beck spricht daher von einer „Risikogesellschaft“². Die Stimmung in Europa ist deshalb auch zwiespältig: Während die einen die neuen Veränderungen und vor allem deren Freiheitsgrade euphorisch begrüßen, kann man in anderen Kreisen der Bevölkerung Zukunftspessimismus orten. Während 83% der europäischen Bevölkerung mit ihrem Einkommen hoch zufrieden sind, sind 16% einem Armutsrisiko ausgesetzt.³

Ohne Zweifel ist „unsere“ Zeit **modern**: Fortschritt und Wachstum stehen nach wie vor hoch im Kurs, die „Moderne“ hofft auf Aufklärung und setzt ihr ganzes Vertrauen in die Wissenschaft, mit dem Ziel, aus eigener Kraft die Menschheit zu befreien und die Welt zu verbessern. Autonomie und Subjektzentrierung charakterisieren diese Weltsicht. Die Moderne setzt auf das Subjekt: Alle Wirklichkeit ist letztlich vom Menschen abhängig und der Mensch ist imstande, mit seinen Fähigkeiten das Heil in der Welt selbst herzustellen.

„Unsere Zeit“ ist aber auch **postmodern**: Man ist skeptisch geworden, ob der Fortschritt tatsächlich unbegrenzt möglich ist. Nach den diversen Umweltkatastrophen, nach Tschernobyl, 9/11, dem Irakkrieg hat der Glaube an den Menschen und die „bessere Welt“ Risse bekommen. Die Zwiespältigkeit des Fortschritts wird erkannt und man sieht, dass ein ungehemmter Fortschritt sich selbst zerstört und neue Gefahren mit sich bringt. Die Postmoderne⁴ kritisiert diesen Fortschritt, lehnt einheitsstiftende Denkmodelle ab und setzt stattdessen auf Pluralität und Pragmatismus. Vielfalt ist in den Augen postmodernen Denkens das eigentliche Wesen der Wirklichkeit, Einheit ist kein Ziel mehr.

3.2.11.2 Pluralisierung und Individualisierung

Mit dem Begriff der **Pluralisierung** wird der Trend beschrieben, dass in den westlichen Gesellschaften der Gegenwart die unterschiedlichsten Werthaltungen, Lebensformen und auch religiösen Anschauungen gleichzeitig und nebeneinander existieren können. Hintergrund dieser Entwicklung ist die Vielfalt von Meinungen und Wissen und die Fragwürdigkeit von alten Werten und bewährten Orientierungsmustern. Durch die Ausdifferenzierung der Gesellschaft in unterschiedlichste Segmente (Freizeitwelt, Arbeitswelt, Konsumwelt, Religion, Kultur, Wirtschaft ...) und deren interne Spezialisierung zerfällt die Gesellschaft

² Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M. 1986, 14.

³ Quellen: Eurobarometer „European Social Reality“ 2006; Gemeinsamer Bericht über Sozialschutz und soziale Eingliederung, EUK 2007.

⁴ Zu den vielfältigen Konzeptionen der Postmoderne vgl. Welsch Wolfgang (Hg.), Unsere postmoderne Moderne, Berlin⁵1997.

gleichsam in eine unüberschaubare Anzahl von kleinen Teilgruppen von Menschen mit ähnlichen Bedürfnissen und Interessen.

Auf den Einzelnen wirkt die Pluralisierung ambivalent: „Auf der einen Seite stehen Erfahrungen der Befreiung aus schicksalhaften vorgegebenen kulturellen Zwängen, neue Möglichkeiten legitimer, individueller Lebensgestaltung und Chancen einer reflexiven Verfügbarkeit kultureller Traditionen. Dem stehen Verluste an identitätssichernden Orientierungen und Bindungen gegenüber, die aus der individuellen Freiheit eine überfordernde ‚Modernisierungsfalle‘ (Wahl 1989) zu machen drohen.“⁵ Ein Markt an verschiedensten weltanschaulichen und religiösen Angeboten entsteht.

Individualisierung ist zugleich Konsequenz und Gegentrend zur Pluralisierung. Die Vorstellung, dass die Bedürfnisse des Einzelnen wichtiger sind als die der Institutionen, beginnt sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts auszubreiten und hat sich nach der mörderischen Unterbrechung durch Faschismus und Nationalsozialismus bis heute quer durch alle Bevölkerungsschichten festgesetzt. Die Freiheit des Individuums ist heute ein unhintergehbare Grundwert unserer Gesellschaft, Individualisierung das wohl bedeutendste soziologische Theorem der letzten Jahrzehnte. „Theoretisch gesehen ist sie die Folge der wachsenden Differenzierung von Person und Gesellschaft. ... Der Anspruch auf Selbststeuerung des Lebens wurde zur Leitidee gesellschaftlichen Umbaus.“⁶

1.3 Säkularisierung und Spiritualisierung

Die Selbststeuerung gilt zunehmend auch für die Religion. Die **Säkularisierung** bedeutet ursprünglich den Prozess der Trennung von Staat und Kirche.⁷ Verallgemeinert und auf andere Lebensbereiche übertragen meint der Begriff das Herauswachsen von Bereichen wie Wissenschaft, Kunst oder Politik aus dem Herrschaftsbereich der Kirchen und der christlichen Religion. Auch heute ist die Säkularisierung nach wie vor im Gang: Immer mehr Menschen haben in den letzten Jahrzehnten die Kirchen verlassen und entziehen sich dem christlich-kirchlichen Anspruch auf absolute Welt- und Wirklichkeitsdeutung.

Spiritualisierung ist der Gegentrend zur Säkularisierung und zeigt sich heute vor allem als „Wieder-Verzauberung“ einer nüchternen und von vielen als „kühl“ erlebten Welt. Die Heiligung der Wirklichkeit erfolgt dabei weniger rituell-ideologisch als vielmehr geistig-emotional, indem man die säkulare Welt mit mehr oder weniger religiösen Symbolen schmückt. In erster Linie tauchen heute in vielen säkularen Bereichen – am offensichtlichsten in der „kühlen“ Wirtschaft und der Werbung – Phänomene auf, die religiös „aussehen“ es aber nicht immer sind. Zahlen können diese Diagnose nur unzufriedenstellend darstellen, aber dennoch: Zwar verstehen sich zwei Drittel bis drei Viertel der deutschsprachigen EuropäerInnen als „religiös“ und „gottgläubig“ (A: 87%, SZ: 83%, D: 68%), mit den entsprechenden christlichen Inhalten kann sich nur etwa ein Drittel identifizieren.

⁵ Gabriel Karl, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne (QD 141), Freiburg i. Br. 1992 bzw. ²1993 bzw. ⁴1994 bzw. ⁷2000, 134. Gabriel zitiert Wahl Klaus, Die Modernisierungsfalle. Gesellschaft, Selbstbewußtsein und Gewalt, Frankfurt/M. 1989.

⁶ Zulehner Paul M., Wiederkehr der Institutionen, in: Stimmen der Zeit 123 (1998), 17-24, 17.

⁷ Eine Geschichte und Interpretation der Begriffsentwicklung bringen Kaufmann Franz-Xaver, Wie überlebt das Christentum?, Freiburg i. Br. 2000, 78-88 und Ziebertz, Hans-Georg, Religion, Christentum und Moderne. Veränderte Religionspräsenz als Herausforderung. Stuttgart 1999, 33-35.

1.4 Ökonomisierung und die Sehnsucht nach Werten

Während im Mittelalter die **Ökonomie** Teil der Moraltheologie war, wurde sie im Verlauf der Säkularisierung ein eigenständiger Lebensraum, der sich seine Regeln und Normen selbst gibt. Mit dem Ende des real existierenden Sozialismus in den ehemaligen Staaten des Ostens wird der Kapitalismus zum global vorherrschenden und weltumspannenden Gesellschaftskonzept.⁸

Spätestens mit der Durchsetzung der wirtschaftlichen **Globalisierung** hat (mindestens) in Europa und Nordamerika ein Übergewicht ökonomischer über gesellschaftliche Systeme Raum gegriffen. Die Steuerungskapazität der politischen Systeme nimmt ab⁹, umgekehrt haben sich ökonomische Kategorien und Logiken (z.B. Wachstum, Gewinnerorientierung, Eigennutz, Innovation, Produktivitätsorientierung) als Werte in der Gesellschaft und Politik festgesetzt, was positive wie negative Wirkungen zur Folge hat. Ökonomische Prinzipien nehmen heute Einzug in nahezu alle Lebensbereiche: Wirtschaftliche Fragestellungen dominieren Familien und Partnerschaften, die Themen reichen von der Berufstätigkeit der Frauen bis zum Markenbewusstsein von Kindern und Jugendlichen.

Die **Ökonomisierung** der Gesellschaft wird von Fachwissenschaften aber auch von politischen, religiösen oder zivilgesellschaftlichen Organisationen zum Teil massiv kritisiert. Dies hat die Suche nach alternativen Wirtschaftsmodellen wie dem Global Marshall Plan¹⁰ und auch eine verstärkte Aufmerksamkeit der Wirtschaft gegenüber zur Folge. Diese Aufmerksamkeit, aber auch systemimmanente Faktoren wie eine immer stärker wissensbasierte (und damit zwangsläufig mitarbeiterInnenorientierte) Unternehmenslandschaft führen im System Wirtschaft zu einer wachsenden Offenheit gegenüber Werten und (wirtschafts)ethischen Impulsen. Nicht nur „Geld/nicht Geld“¹¹ lautet der Code der Wirtschaft, immer häufiger werden Konzepte integriert, die sowohl Unternehmen vom ökonomischen zum sozialen System weiten, als auch gesellschaftliche Aufgaben zur Unternehmensaufgabe machen (z.B. Corporate Governance, Corporate Citizenship, Corporate Social Responsibility).

Die **Sehnsucht nach Werten** ist eine gesellschaftliche Reaktion auf die Ökonomisierung, in der Wirtschaft und ihr gegenüber. Dass in Zeiten des „speed kills“ bei vielen die Sinnfrage aufkommt, ist ebenso einsichtig wie die These vom „additiven Wertewandel“¹², die meint, dass nach der Befriedigung materieller Werte immaterielle Werte wichtiger werden und unterstellt, dass postmaterialistische Werthaltungen dann möglich werden, wenn die ökonomische Ausstattung einer Gesellschaft befriedigend ist. Möglicherweise hat so Ökonomie auch Sinn und Werte produzierenden Charakter.

⁸ Vgl. Friesl Christian/Polak Regina, Konflikte im Wertesystem, in: Denz u. a., Konfliktgesellschaft, 11-41, 23f.

⁹ Vgl. Homann Karl, Gesellschaftliche Verantwortung der Unternehmen. Philosophische, gesellschaftstheoretische und ökonomische Überlegungen, in: Schneider Ursula/Steiner Peter (Hg.), Betriebswirtschaftslehre und gesellschaftliche Verantwortung, Wiesbaden 2004, 1-16.

¹⁰ Vgl. Radermacher Franz J., Globalisierung gestalten. Eine neue zentrale Aufgabe der Politik, Berlin 2006.

¹¹ Vgl. Liessmann Konrad Paul, Sinn und Werte der Ökonomie, in: Tomaschek Michael (Hg.), Sinn und Werte in der globalen Wirtschaft, Bielefeld 2005, 16-31.

¹² Vgl. Denz, Staat und Zivilgesellschaft: Widersprüche Verwerfungen, Bruchlinien, in: ders. u. a., Die Konfliktgesellschaft. Wertewandel in Österreich 1990 – 2000, Wien 2001, 169-243., 218.

1.5 Ich –Zentrierung und Wir-Orientierung

Die Konfliktgesellschaft ist neben diesen Trends vor allem durch Konflikte im Wertesystem gekennzeichnet, eine auffällige Bruchlinie ist jene zwischen **Ich und Wir**.

Die Lebenssehnsucht der Menschen heute ist von einem enormen Drang nach **Selbststeuerung** gekennzeichnet. Bereits 1990 zeichnete sich bei den ÖsterreicherInnen eine deutliche Tendenz weg von „Pflichtwerten“ hin zu „Selbstentfaltungswerten“¹³ ab: Der Autoritarismus¹⁴ wurde geringer, das Vertrauen in die gesellschaftlichen Institutionen sank, Autonomiewünsche wuchsen, auf Selbstentfaltung wurde großer Wert gelegt.¹⁵

Heute hat der Trend zum Ich eine neue Stufe erreicht, es ist zu einem historisch neuartigen und vor allem gesellschaftlich akzeptierten Selbstbewusstsein erstarkt. Neun von 10 ÖsterreicherInnen begrüßen als wichtige gesellschaftliche Entwicklung, die „persönliche Entfaltung zu fördern“. Der individuellen Freiheit gibt eine Mehrheit Vorrang gegenüber dem Wert der Gleichheit und zwei Drittel der Bevölkerung sind der Ansicht, dass der Sinn des Lebens darin besteht, das Beste heraus zu holen.

Parallel zur wachsenden Selbststeuerung steigt aber auch die **Unsicherheit**, ob wir Menschen mit dieser zunehmenden Freiheit auch umgehen können. Auch wenn im Kontext von Individualisierung und Pluralisierung neue Chancen frei werden, mehr Freiheit, Autonomie und Entwicklungspotential für die Menschen möglich ist: Individualität und Freiheit werden für manche zur Last, sie suchen nach Wegen aus der Isolation. Das begünstigt das Erstarken von Solidarität, vor allem aber von Autoritarismus. Freiheit bringt alte Ordnungssysteme durcheinander und stiftet oder verstärkt zunächst einmal Unordnung und Unsicherheit. Sie verstärkt zudem die Ungleichheiten zwischen den Menschen, da sie tendenziell von stärkeren, gebildeteren und materiell besser Gestellten leichter genützt werden kann.

Es wundert daher nicht, dass der Trend zum Ich mit dem neuen Wunsch nach alten **Sicherheiten** kombiniert wird: Lebensfelder im sozialen Nahbereich werden wichtiger – bei den Erwachsenen die Familie, bei den Jüngeren die Freunde. Arbeitsplatzsicherheit hat einen deutlich höheren Stellenwert. Bis auf Kirche und Gewerkschaften haben alle Institutionen an Vertrauen und Akzeptanz gewonnen. Zur Stabilisierung des eigenen Ich werden gesellschaftliche Instrumente (Sicherung der Grundbedürfnisse, staatliche Leistungen) und transzendente Muster (Sinnfrage und subjektive Religiosität) eingesetzt.

Und was ist mit der **Solidarität**? „Solidarität ist die Fähigkeit (Kompetenz) eines Menschen, sich für das Gemeinwohl und darin für eine gerechtere Verteilung der Lebenschancen (wie bewohnbare Welt, Nahrung, Wohnen, Familiengründung, freie Erziehung, Bildung, Arbeit, gemeinsame öffentliche Religionsausübung) stark zu machen.“¹⁶ Solidarität

¹³ Vgl. Klages Helmut, Wertorientierungen im Wandel. Frankfurt/New York 1984.

¹⁴ „Autoritarismus ist ein psychologisches Grundmuster, das durch geringe Selbststeuerung und der Abhängigkeit von Autoritäten gekennzeichnet ist. Wer autoritär ist vertritt ein Gesellschaftsbild, das grob formuliert sagt: ‚Recht hat, wer oben ist.‘ Autoritarismus hängt deutlich mit Alter und Bildung zusammen, weniger Gebildete und Ältere haben eher eine autoritäre Charakterstruktur.“ (Friesl/Polak, Konflikte, 15f.)

¹⁵ Vgl. Zulehner Paul u. a., Vom Untertan zum Freiheitskünstler. Eine Kulturdiagnose anhand der Untersuchungen „Religion im Leben der Österreicher 1970 bis 1990“ – „Europäischen Wertestudie Österreicher - 1990“, Freiburg/Wien u. a. 1991 bzw. ²1993., v.a. 17-74.

¹⁶ Zulehner Paul M. u. a., Solidarität. Option für die Modernisierungsverlierer, Innsbruck 1996, 54.

beschreibt also das Zusammenleben von Menschen, das offensive Verhältnis zwischen Ich und Wir. Aus empirischen Befunden kann man folgern, dass die Menschen nicht unbedingt ihre Solidarität, aber deren Reichweite einschränken. Man zieht sich auf den eigenen Bereich zurück und versucht diesen abzusichern. Die Solidarität mit denen, die weiter weg oder fremd sind, sinkt.¹⁷

2 Jung-Sein im Kontext gesellschaftlichen Wandels

Wie zeigt sich im Rahmen einer solchen Gesellschaftsdiagnose die Lage junger Menschen? Jugendliche – und ich meine hier vor allem 13-19jährige – werden häufig als „unübersichtliche Generation“ bezeichnet, womit die Pluralisierung einer Altersgruppe in viele Kulturen, Szenen, Trends und Lebensstile beschrieben wird. „Hundert Leben könnt ich leben“ nennt Jörg Matzen¹⁸ einen Beitrag über die Lebenslagen moderner Jugendlicher und deutet damit die unübersehbare Fülle von potentiellen Lebenskonzepten an. Dazu wenige Kennzeichen und Stichworte unterschieden nach gesellschaftlichem System und Lebenswelt.

2.1 Geänderte Bedingungen des Aufwachsens

Bei einer Charakterisierung der jungen Generationen zeigt sich, dass Jugendliche in vielen Belangen nicht anders sind als die erwachsenen Mitglieder unserer Gesellschaft. Untersuchungen¹⁹ dokumentieren, dass gerade im Bereich der Einstellungen und Werte Jugendliche und ihre Eltern sich einander angenähert haben, die Wissenschaft spricht vom „verschwundenen Generationskonflikt“²⁰. Für die Jugendlichen bedeutet dies auch, dass es schwer geworden ist, heute eine eigene jugendliche Kultur zu bilden. Die **Strukturen und Bedingungen des Aufwachsens** für heutige Jugendliche haben sich radikal gewandelt²¹ und Sie werden dabei die Diagnosen des ersten Teils in Ansätzen wiedererkennen.

- Die fortschreitende **Auflösung traditioneller Sozialmilieus** hat die starren Gruppenzugehörigkeiten gelockert und zu einem größeren Freiheitsspielraum geführt. Milieuspezifische Lebens- und Wertorientierungen haben sich zugunsten individueller Entwürfe verschoben. Als Gegenbewegung löst der Individualisierungsprozess die Einzel-

¹⁷ Vgl. Friesl/Polak, Konflikte, 16.

¹⁸ Matzen Jörg, Hundert Leben könnt ich leben oder: Sozialer Wandel und dessen Auswirkungen auf die Lebenslage Jugendlicher, in: Unsere Jugend 43[1991]12, 504-521.

¹⁹ Vgl. beispielsweise die Ergebnisse der Europäischen Wertestudie und der Österreichischen Jugend-Wertestudie, dokumentiert in: Denz Hermann u. a., Die Konfliktgesellschaft. Wertewandel in Österreich 1990-2000, Wien 2001. Friesl Christian (Hg.), Experiment Jung-Sein. Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher, Wien 2001.

²⁰ Schröder Helmut, Jugend und Modernisierung. Strukturwandel der Jugendphase und Jugendpassagen auf dem Weg zum Erwachsensein, Weinheim/München 1995, 67f.

²¹ Vgl. Österreichisches Institut für Jugendforschung, Experiment Jugend, in: Krieger Walter/Schwarz Alois (Hg.), Jugend und Kirche. Auf der Suche nach einer neuen Begegnung, München 1998, 25-55, 26ff.

nen aus ihrem Eingebundensein in ein schützendes soziales Netzwerk heraus.²² Jugendliche müssen in verstärktem Maß ihr Leben in die eigene Hand nehmen, was Chancen ermöglicht, aber auch neue Zwänge erzeugt.

- Die Vielfalt von Meinungen, Wissen und Lebenskonzepten und der Zerfall bewährter Orientierungsmuster führen zu einer **Pluralisierung der Lebensstile**. „Die gesellschaftliche Gruppe der Jugendlichen ist daher unübersichtlich geworden und hat sich noch nie zuvor so differenziert und inhomogen präsentiert wie heute.“²³ Das Spektrum an „Jugendszenen“ – den jugendtypischen Lebensstil- und Wertegemeinschaften – ist entsprechend vielfältig und breit gefächert. Allein in Deutschland haben Marketingforscher 400 Jugendkulturen aufgespürt.
- Die allgegenwärtige **Mediatisierung und Technisierung** stellt für Heranwachsende ein generationsbildendes Element dar²⁴. Medien „liefern jenes Rohmaterial an Symbolen, Zeichen, aber auch Werthaltungen und Einstellungsmustern, mit deren Hilfe sich die Jugend als Generation selbst definiert und sich von der Erwachsenenwelt abgrenzt.“²⁵
- Der Alltag Jugendlicher wird komplexer und differenzierter. Jugendliche halten sich in verschiedenen Lebenswelten auf (Schule, Nachhilfeunterricht, Familie, Sportverein, Lokal etc.), in denen unterschiedliche Normen herrschen. Das erfordert von Heranwachsenden sowohl intensive geographische als auch hohe soziale **Mobilität**. Dabei eine stabile **Identität** zu entwickeln, wird schwieriger.
- Jugendliche von heute leben in einer **Konsum- und Freizeitgesellschaft**, die ihnen zum selbstverständlichen Umfeld geworden ist: Ökonomisches Denken wird früh internalisiert und kaum hinterfragt. Die Kultur- und Freizeitindustrie entwickelte sich zu einer Instanz, „welche die heutigen Jugendlichen bei ihren Autonomiebestrebungen einerseits unterstützt und andererseits mithilft, sie in das Konsumsystem der kapitalistischen Gesellschaft zu integrieren.“²⁶ „Auch die einst gegenkulturell intendierten Jugendkulturen werden zu Produkten einer Freizeit- und Erlebnisgesellschaft.“²⁷

2.2 Jung-Sein als Experiment: Entwicklungen der Lebenswelt

Unter den genannten Rahmenbedingungen ergibt sich für junge Menschen eine Reihe von Herausforderungen:

-
- ²² Vgl. Beck Ulrich, Der Konflikt der zwei Modernen, in: Glatzer Wolfgang (Hg.), Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages, Opladen 1991; Heitmeyer Wilhelm/Olk Thomas (Hg.), Individualisierung von Jugend. Gesellschaftliche Prozesse, subjektive Verarbeitungsformen, jugendpolitische Konsequenzen, Weinheim u. a. 1990.
 - ²³ Österreichisches Institut für Jugendforschung, Experiment Jugend, in: Krieger Walter/Schwarz Alois (Hg.), Jugend und Kirche. Auf der Suche nach einer neuen Begegnung, München 1998, 25-55. 26.
 - ²⁴ Vgl. Luger Kurt, Die konsumierte Rebellion. Geschichte der Jugendkultur 1945 – 1990, Wien/St. Johann 1991.
 - ²⁵ Österreichisches Institut für Jugendforschung, Experiment Jugend, 27.
 - ²⁶ Österreichisches Institut für Jugendforschung, Experiment Jugend, 27.
 - ²⁷ Friesl Christian/Polak Regina, Jung-Sein als Experiment, in: ders. (Hg.), Experiment Jung-Sein. Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher, Wien 2001, 8-31, 12.

-
- **Jugendliche stehen vor der Qual der Wahl.** Das gilt für den Bereich der materiellen Lage und der Berufswahl, für den sozialen Status und die Durchlässigkeit zwischen den Schichten, für den Bereich der Beziehung und Partnerschaft, für die Gestaltung der Freizeit. Die Fülle von Wahlmöglichkeiten hat positive und negative Seiten: Sie ermöglicht einerseits die Chance auf ein selbstbestimmtes und weniger verregelteres Leben. Umgekehrt aber, nicht zu wählen, ist unmöglich geworden. Aus dem bekannten Lutherwort „Hier stehe ich und kann nicht anders“ wurde gleichsam „Hier stehe ich, ich kann auch anders.“²⁸
 - Die „**Multioptionalität**“ ist auch im Bereich der Werthaltungen zum markanten Kennzeichen geworden: Jugendliche tendieren weniger zu einer konturierten Wertekonzeption, sondern neigen dazu, mehrere – auf den ersten Blick auch widersprüchliche Konzepte – gleichzeitig zu vertreten. Materialistische, soziale und postmaterialistische Werte schließen einander nicht aus, sondern ergänzen sich gegenseitig.²⁹ Vielleicht ein vorbildliches Modell?
 - **Selbstverwirklichung und Beziehungsorientierung** sind *die* zwei zentralen Parameter im Wertverständnis Jugendlicher ...³⁰. Die Selbstverwirklichungs- und Autonomie Wünsche Jugendlicher erzielen – wie bei der Generation ihrer Eltern – Spitzenwerte. Gleichzeitig dürfte der Höhepunkt der Ich-Bezogenheit erreicht sein, man sucht verstärkt nach emotionaler Nähe: Die Bedeutung von Freundschaften ist in den vergangenen 10 Jahren deutlich angewachsen. Ungebrochen hoch ist die Wichtigkeit der Familie. Eine verbindliche (Paar-)Beziehung hat in den Lebensperspektiven der österreichischen Jugendlichen einen großen Stellenwert. Damit ist viel über die Wünsche, aber wenig über die Realisierung gesagt.
 - **Es gibt Modernisierungsgewinner und –verlierer:** Die Bedeutung der Herkunft zählt leider noch immer, dazu kommt die Durchsetzungskraft in einer leistungsorientierten Welt, wo über Auf- und Abstieg die Einzigartigkeit der individuellen Qualifikation entscheidet. Der Großteil der Jugend ist pragmatisch und an uns angepasst. Zwar haben junge Menschen heute objektiv viele Möglichkeiten, die Realisierung dieser Lebenschancen ist allerdings nicht selten bedroht: Wer nicht über einen ausreichenden Bildungsstandard verfügt, wer möglicherweise nicht in diesem Land geboren ist, wer über weniger finanzielle Ressourcen verfügt, findet sich schnell am Rand der Gesellschaft.
 - Im Ringen um die eigene Biographie ist die Frage des **gesellschaftlichen und religiösen Engagements** Jugendlicher weiter skeptisch zu betrachten. Die Indikatoren wie politisches Interesse und gesellschaftliches Engagement signalisieren eher, dass die Ich-Dominanz Siegerin der Entwicklung bleibt. Fast völlig abhanden gekommen ist die für frühere Zeiten alltägliche christlich-religiöse Lebenskunst. Die religiösen Vorstellungen relativieren sich und sie werden auch individualisiert. Wie die Elterngeneration orientieren sich die Jugendlichen nicht nur an einer religiösen Richtung. Das Christentum kommt bei den Jugendlichen über den Stellenwert allgemeiner kultureller Duldung kaum hinaus, die Relevanz für das Alltagsleben ist gering.

28 Frhr. von Fürstenberg Gregor, „Ich will alles und zwar sofort.“ Jugendarbeit zwischen Pluralisierung und Machbarkeit, in: Unsere Jugend 11[1998], 483-493, 488.

29 Zentner Manfred, Gesellschaftliche Beteiligung und politisches Bewusstsein, in: Friesl Christian (Hg.), Experiment Jung-Sein. Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher, Wien 2001, 102-119, 117.

30 Friesl/Polak, Jung-Sein als Experiment, 15.

3 Unsere Zukunft in der Konfliktgesellschaft

Ich möchte zur Zukunft kommen, unserer und jener der uns anvertrauten Jungen. Diese Zukunft zwischen Ich und Wir wirft Fragen über Fragen auf: Wie können einzelne Personen ihre Wünsche erfüllen, ohne dass der gesellschaftliche Zusammenhalt überstrapaziert wird? Was bedeutet das für unsere sozialen Netze und Institutionen? Wie gelingt regional und global eine Balance zwischen unseren materiellen und immateriellen Ansprüchen? Und wie gelingt ein Zusammenleben zwischen den Generationen? Zufriedenstellende Antworten auf diese gesellschaftspolitischen Fragen sind Grundbedingungen für eine gelingende Kinder- und Jugendwohlfahrt. Ich möchte Ihnen zu diesem Zweck zwei Gedanken mitgeben

- Zunächst einen Buchtipp: Horst Opaschowski hat 2006 das Buch „Das Moses Prinzip“ veröffentlicht.³¹ Dort entwirft er 10 Gebote für das 21. Jahrhundert. Es sind Vorschläge für den persönlichen Lebensstil, ich kann es Ihnen empfehlen.
- So persönlich ist unser Thema zwar nicht. Hier aber fünf Optionen, Ziele, Aufgaben für unser und Ihr Leben und Lehren und wieder als Polaritäten formuliert.

3.1 Soziale Netze pflegen und Weite leben

Unsere gesellschaftliche Konzentration gilt der „kleinen Lebenswelt“: Den Freunden, der Familie. Für unsere persönliche wie gesellschaftliche Zukunft brauchen wir weitere Netze: Beziehungen, die die Partnerschaften entlasten, damit wir ihnen nicht alles Heil aufbürden. Soziales Engagement, Förderung der freiwilligen und ehrenamtlichen Arbeit, weil das Solidarität stärkt und wir uns Profis nicht überall (Bildung, Pflege, Betreuung) leisten werden wollen (und sage bewusst nicht können).

Neben diesen Netzen brauchen wir auch Weite: Räumliche, damit wir uns endlich in Europa zu Hause fühlen und nicht nur in St.Pölten. Soziale und politische, weil die Welt auch mehr als Europa ist und wir ohne Zuwanderung nicht auskommen werden. Spirituelle, weil der Wunsch, alles im Hier und Jetzt zu erleben, zu sehr hetzt.

3.2 Wissen und Erleben fördern

Bildung ist die Mega-Herausforderung im siebtreichsten Land der Welt. Wenn wir unsere ökonomischen, ökologischen und sozialen Standards halten wollen, brauchen wir Wissen und Bildung. Derzeit ist es allerdings so, dass die Chance eines Akademikerkindes eine universitäre Ausbildung zu bekommen siebenmal höher als jene eines Kindes, dessen Eltern ArbeiterInnen sind. Ein Skandal des 21. Jahrhunderts.

Wissen ist viel aber nicht alles, wir und die Jungen brauchen soziale Kompetenz, Erleben, Emotion: Nicht nur Wissen, sondern wissen, wie's geht. Im Vergleich zu andern Kulturen leiden wir in Europa in Politik, Wirtschaft und Religion an unserer „Kopflastigkeit“.

³¹ Opaschowski Horst W., Das Moses-Prinzip. Die Gebote des 21. Jahrhunderts, München 2006.

3.3 Aufmerksamkeit für Wert und Werte

Die Ökonomisierung der Gesellschaft ist ein Faktum. Sie braucht unsere Kritik und Aufmerksamkeit, auch für uns selber: Wir alle sind in dieser Wirtschaft beteiligt und verantwortlich. Und alle wollen wir gewinnen: Die Unternehmen an Wertsteigerung, die AktionärInnen an Dividenden, die MitarbeiterInnen an Gehalt, die SparerInnen und InvestorInnen an Renditen. Das „Gewinn-Ego“ ist keine Eigenheit der Unternehmen. Wir Wirtschafts-Treibende kennen es alle.

Neben der Aufmerksamkeit für den Wert braucht es jene für Werte: die persönlichen, die gesellschaftlichen die europäischen. In der Debatte um die Ethik bleibt der Begriff der Werte ein unzulässig minder-wertiger: Was sind die Lichtbalken die uns im Dunkel des Selbst den Weg weisen?

3.4 Moralisch leben und Mut fassen

Von Ethik ist heute überhaupt viel die Rede, weniger von ihrer Schwester, der Moral. Während die eine die Reflexion bedeutet, verlangt die andere nach der Tat. Den Weg zum Selbst finden und entsprechend Handeln. Das muss nicht christlich fundiert sein, kann es aber.

Moral bedeutet aber nicht Rückzug, im Gegenteil. Wer ist und handelt, wird strahlen. Und andere, vor allem Kinder und Jugendliche werden sich ein Beispiel nehmen. Am Mut, sich widerständig auf die Zeit einzulassen.

3.5 Das Ich pflegen und für das Wir sorgen

Die vielfältigen Konfliktzonen erzeugen Spannungen. Für die produktive Gestaltung des Verhältnisses von Ich und Wir braucht es die Pflege des Ich, Freiheitskompetenz und Gemeinschaftskompetenz müssen erfahren, gelernt und geübt werden können. Die Forschung zeigt, dass es Ich-starke Menschen sind, die auch zu einer belastbaren Solidarität fähig sind.

Wir müssen aber auch für das Wir sorgen: Jene, denen die Individualisierung Nachteile gebracht hat, sozial und gesellschaftlich fördern. Die anderen „Ichlinge“, die vor allem sich sehen und zuwenig die anderen, zum Engagement ermutigen und befähigen. Jene, die bereits solidarisch handeln, unterstützen: ihr Engagement - und ich darf sagen Ihr Engagement - braucht Anerkennung und Gratifikationen.

Kontakt: c.friesl@iv-net.at

Werden Sie Ihr eigener Glückspilot Ganz und anders leben

Was heißt für Sie Glück? Was ist Ihre Definition von Glück?

LAUTERBACH: Glücklich sind wir, wenn wir nur denken und fühlen, was wir gerne denken und fühlen. Das bedeutet, dass wir immer dann unglücklich sind, wenn sich unser Denken in eine unerwünschte Richtung verselbständigt. Walter, zum Beispiel, hat in Inge seine absolute Traumfrau gefunden. Die beiden lieben sich. Der einzige Störfaktor ist Walters Mutter. Sie findet Inge blöd und macht ständig abschätzige Bemerkungen über sie. Damit startet sie verlässlich Walters Gedankenkarussell, das seine Stimmung gnadenlos mit in den Keller zieht. Auf die Sekunde genau spürt Walter das Umschlagen seiner Befindlichkeit. Wenn seine Mutter stichelt: „Es täte Inges vornehmen Luxushändchen bestimmt gut, wenn sie mal ein bisschen arbeitete“, dann passiert es. Zack! Walters Gelassenheit ist futsch. Und sein Glücksgefühl ebenso.

Was passiert in uns, wenn wir verletzt werden?

LAUTERBACH: Ich möchte das Umkippen unserer Befindlichkeit anhand meiner Bewusstseinskala® veranschaulichen. Stellen Sie sich einfach eine Skala von 0 bis 100 vor. Sie zeigt, wie frei oder eben nicht frei unser Kopf ist. Sind wir innerlich am Anschlag, dann haben wir Null Abstand zu uns und zum Leben. Und wir haben Null seelischen Spielraum. Diesen Punkt am linken Ende der Bewusstseinskala nenne ich „Nullinger“. In seltenen, seligen Augenblicken ist unser Kopf ganz frei. Dann jubelt unser Herz. Wir haben größtmöglichen Abstand zu allen Verstrickungen und deshalb volle Sicht – full sight. Und wir erleben totale innere Fülle. Daher der Punkt „Fullinger“ am rechten Ende der Skala. Genau in der Mitte beginnt die Gelassenheit. Die neutrale Mitte erleben wir als Kippunkt ganz markant, wenn uns unsere Gelassenheit abhanden kommt, wenn wir vom freien Agieren ins unfreiwillige Reagieren rutschen. Zum Beispiel wenn Ihr Schatz sagt: „Deine Dummheit wird nur durch deine Faulheit überboten.“



Auf der Bewusstseinskala gleitet wie auf einer Lampe ein Dimmer, ein Veränderungen ausdrückender Schlitten, zwischen Nullinger und Fullinger. Seine jeweilige Position gibt die Helligkeit unserer Befindlichkeit auf der Bewusstseinskala an. Am Nullinger ist es zappenduster, und wir sind verzweifelt. Je besser es uns geht, um so heller wird es, und am Fullinger sind wir glücklich.

Ute Lauterbach

Geben Sie noch ein Beispiel

LAUTERBACH: Als Elkes Schatz sagte, „Du solltest entweder Schleier oder wenigstens Make-up tragen“, da war es um ihre Gelassenheit geschehen. Sie kann nicht mehr frei agieren, sondern wird obendrein noch Opfer ihrer unfreiwilligen Reaktion und kontert voller Bosheit: „Und du solltest immer ein Kondom tragen, das gibt dir vielleicht etwas Halt.“ So verletzen sich die beiden an ihren wundesten Stellen. Gemeinheiten eskalieren, bis sie verzweifelt am Nullinger-Punkt angekommen sind.

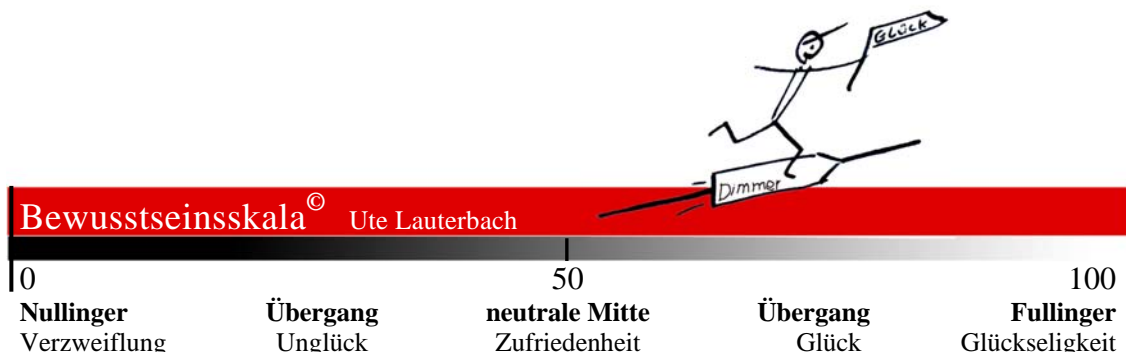
Und wie greift in solchen Situationen die Bewusstseinskala?

LAUTERBACH: Zunächst ist sie einfach ein Stimmungsbarometer. Darüber hinaus gehen wir davon aus, dass jeder einen eigenen Glückspiloten hat. Er steht auf dem Dimmer und navigiert uns Richtung Fullinger. Als vorgestellte Figur soll er die Zwietsprache mit sich selbst erleichtern. Ihr ganz eigener, individueller Glückspilot schiebt Ihren Dimmer Richtung Zufriedenheit, Glück oder gar Glückseligkeit.

Wie nutzen wir den Glückspiloten genau?

LAUTERBACH:

1. Auf der Bewusstseinskala[©] vom Nullinger bis Fullinger sehe ich die ganze Bandbreite der (Un-)glückshaltigkeit eines bestimmten Lebenschemas und erkenne seine *allgemeine* Glücks-Fluglinie.



2. Ich positioniere mein *individuelles*, momentanes Erleben eines Themas auf der Bewusstseinskala. Dabei bildet die Frage: „Wie frei ist mein Kopf?“ den Gradmesser für die Positionierung.
3. Nun navigiert mich der Glückspilot Richtung Fullinger. Folgende Frage dient als Kompass: „Was würde mir in der jeweiligen Angelegenheit den Kopf freier, das Herz weiter machen?“

Spielen wir es am Beispiel Elke durch. Ihr ist klar, dass das Thema „Schönheit“ ein Reizthema ist. Oft zweifelt sie selbst daran, ob sie mit den TopModels mithalten kann. Manchmal findet sie sich sogar hässlich, ist also unter 50 auf der Bewusstseinskala, dann wieder ist sie ganz einverstanden mit sich, also in der Mitte. Selten findet sie sich

Ute Lauterbach

Institut für psycho-energetische Integration Zum Johannistal 1 D-57610 Altenkirchen
Fon + 49 (0) 2681-24 02 / Fax 24 05 E-mail: info@Ute-Lauterbach.de www.Ute-Lauterbach.de

sogar richtig schön. Dann ist sie – je nach Ausmaß ihres Wohlgefallens – zwischen 50 und 100. Es fällt ihr leicht sich je nach Befindlichkeit auf der Bewusstseinskala zu positionieren. Ist Ihr Dimmer unterhalb der Mitte, dann fragt sie sich „Was würde mir in dieser Angelegenheit den Kopf freier, das Herz weiter machen?“ Ihr wird bewusst, dass sie weniger abhängig vom Urteil anderer sein müsste.

So weit, so einfach. Und wie geht es weiter?

LAUTERBACH: Die Erkenntnis ist nur ein erster Schritt. Im zweiten fragt sie sich: „Was kann ich ganz konkret tun, um weniger abhängig vom Urteil anderer zu sein, das heißt, was kann ich tun, um in dieser Angelegenheit den Kopf frei und das Herz weit zu kriegen. Elke fällt viel ein. Sie könnte ihren Freund vom Traumprinzenillusionspodest holen, sich mehr um sich kümmern, anstatt alle Energie darauf zu verschwenden, ihm zu gefallen. Konkret könnte sie öfter in die Sauna gehen, sich massieren lassen, längere Ausflüge mit der netten Heike machen, auch für sich ab und zu kochen, sich mehr auf Klamotten besinnen, in denen sie sich wohlfühlt, anstatt krampfhaft Modetrends zu erfüllen. Sie könnte vor allen Dingen genau untersuchen, was bei ihr los ist, wenn ihr Dimmer über 50 ist, denn da zeigt sich ihre individuelle Erfolgspur.

Geht das wirklich so leicht? Gibt es Schwierigkeiten beim Nutzen des Glückspiloten?

LAUTERBACH: Ja, es ist so leicht, wenn wir den Blick auf uns selber richten und nicht hoffen, dass das Glück vom Himmel beziehungsweise vom Partner fällt. Durch diese Blickrichtung übernehmen wir die Verantwortung für unser Glück, das heißt, wir ermächtigen unseren Glückspiloten. Der navigiert uns dann beharrlich durch unfruchtbare Sündenbockpflege und alle Widerstände hindurch Richtung Fullinger. Es geht ja nur darum, endlich zu leben, was uns in der Glücksabwehr nicht zur Verfügung steht. Elke darf ihren wahren Selbstwert ausfahren und sich etwas gönnen – so legt sie ihre in der Kindheit eingeübte „Ich-muss-Papi-gefallen-Identität“ ab. Die brauchte sie früher, um neben ihrem kompetenten Bruder bestehen zu können. Sie findet also zu ihrer eigenen Identität, indem sie ihren Selbstwert neu begreift und integriert.

Woran erkenne ich, dass ich etwas integrieren muss?

LAUTERBACH: Daran, dass mein Dimmer den Gelassenheitspunkt verlässt. Er rutscht unter 50, also Richtung Nullinger.

Worin unterscheidet sich dieses Buch/Ihr Ansatz von anderen Anleitungen zum Glück?

LAUTERBACH: Durch einen höheren Präzisionsgrad der Selbsterkenntnis, der durch die Bewusstseinskala, auf welcher der Glückspilot navigiert, ermöglicht wird. Das heißt

- rasche und präzise Selbsterkenntnis
- und damit auch die individuelle Flugrichtung zum Glück präziser erkennen
- Erfolgsüberprüfung durch die Bewusstseinskala, wenn ich feststelle, dass ich im gleichen Thema nur noch bis 40 rutsche anstatt bis 20

Ute Lauterbach

Institut für psycho-energetische Integration Zum Johannistal 1 D-57610 Altenkirchen
Fon + 49 (0) 2681-24 02 / Fax 24 05 E-mail: info@Ute-Lauterbach.de www.Ute-Lauterbach.de

Ist nach Ihrer Überzeugung das Glück für alle Menschen gleich? Gibt es eine Art Glück als Allgemeingut?

LAUTERBACH: Ich gehe davon aus, dass Glück sich individuell gestaltet. Die allgemeine Definition von Glück ist das Dach, unter welchem alle individuellen Glücksdefinitionen Raum finden.

Mein Ansatz (im Buch) ermöglicht, dieses individuelle Glück zu entdecken und zu steigern, weil keine speziellen Glücksinhalte vorgegeben werden.

Was ist der Unterschied zwischen Glück und Glückseligkeit? Ist die Glückseligkeit ein Endzustand?

LAUTERBACH: Glück ist sowohl Prozess als auch Ankunft.

Prozess, weil ich mittels der Bewusstseinskala über eine Art Dauerfeedback zu mir selbst verfüge, weil ich Korrekturen vornehmen kann, mich mittels Skala präziser spüren kann, um so mit dem glücklich werden ernst zu machen.

Ankunft geschieht im mehr oder weniger lang währenden Fullinger Erleben, also dem Zustand völliger Selbstbejahung, weil wir den Kopf maximal frei haben und das Herz maximal weit. Kein Schatten von Gedankenwolken, kein Hauch von Spielverderbern des Glücks. Endzustand? Oder eher endlich Anfangszustand?

Zusammengefasst: Wozu dient die Bewusstseinskala?

LAUTERBACH: Dank der Bewusstseinskala können wir exakt mitkriegen, wahrnehmen, wann wir bei uns anecken, wann weniger, wann gar nicht. Denn die Wahrnehmung ist Voraussetzung und Richtungsweisung für gezieltes Handeln, das die Glückssteigerung ermöglicht.

Durch eine gezielte Wahrnehmungsschulung kann schneller interveniert werden, wenn wir uns vom Glück entfernen. Außerdem ermöglicht die Bewusstseinskala, bei sich selber zu bleiben, anstatt vergebens an andern rumzu(er)ziehen.

Ich will sagen: wenn ich die Gelassenheit verliere, dann bin ich aufgefordert, mich augenblicklich um mich selbst zu kümmern. Wenn mein Dimmer aus der Gelassenheit rauszuckt, unter 50 rutscht, dann brauche ich die Bewusstseinskala für die präzise Selbstkonfrontation. Das heißt für das Erkennen, dass ICH jetzt ein Problem habe und nicht die Welt und nicht die andern.

Ich kann nicht mehr vor mir fliehen, ich muss mich mir stellen. Ich kann mir und andern gegenüber nichts mehr verschleiern. Dies erhöht die Selbstehrlichkeit und damit die Chance, wirklich für mich initiativ zu werden, anstatt am andern rumzuschrauben. (Beitrag zum Weltfrieden Nummer eins)

Was leistet die Bewusstseinskala in der Kommunikation?

LAUTERBACH: In der verbalen Kommunikation erlaubt sie, die Befindlichkeit aufs schnellste mitzuteilen. Im Vokabular der Bewusstseinskala: „Schatzi, ich bin bei 23 angekommen...“ Solche Mitteilungen stellen eine Art Notbremse dar.

Auf nonverbaler Ebene spüren wir ganz deutlich, ob unser Gegenüber im seelischen Notstandsgebiet, also unterhalb der neutralen Mitte ist. Mit dieser klaren Wahrnehmung und Erkenntnis brauche ich nicht mehr persönlich zu nehmen, was mein Gegenüber von

Ute Lauterbach

Institut für psycho-energetische Integration Zum Johannistal 1 D-57610 Altenkirchen
Fon + 49 (0) 2681-24 02 / Fax 24 05 E-mail: info@Ute-Lauterbach.de www.Ute-Lauterbach.de

sich gibt. Das heißt die Verstrickungsgefahr wird reduziert. (Beitrag zum Weltfrieden Nummer zwei.)

Verständnis statt Verteidigung. Oder auch Aussteigen aus dem Gespräch, weil die Produktivitätszone verlassen ist.

Wie werde ich zu meinem eigenen Glückspiloten?

LAUTERBACH: Einfach in folgenden Schritten:

1. Wahrnehmen, wo ich mich auf der Bewusstseinskala befinde.
2. Beispielsweise Gefühle des Missbehagens bestimmten Kernkompetenzen zuordnen. (Elke ordnet ihre Minderwertigkeitsgefühle der Kernkompetenz des Selbstwerts zu.)
3. Schnallen, wie sich diese unglücklich erlebten Persönlichkeitsanteile ohne seelischen Abrieb leben ließen.
4. Eine Handlungskonsequenz ausdenken, mit der ich Richtung Glück, also Integration dieses Anteils, navigieren könnte.
5. Dies auch tun.

Wie ist in der Bewusstseinskala das "Bewusstsein" zu verstehen?

LAUTERBACH: Als Glückspilot bin ich nicht in mein Leben verstrickt, sondern sehe gleichsam mit Abstand meine Fluglinie zum Glück, zur Entfaltung meines Potenzials, zum freien Kopf und zum weiten Herzen. Also Bewusstheit statt Mentalverstrickung.

Gibt es weitere Möglichkeiten, den Glückspiloten zu nutzen?

LAUTERBACH: In Analogie zur Zwei-Stühle-Technik in der Gestalttherapie können wir uns fragen: Was würde mir mein Glückspilot raten? Dadurch wird eine neue Dimension der Zwiesprache mit sich selbst eröffnet.

Der Glückspilot versinnbildlicht eine Instanz in mir, die weder affiziert noch verstrickt ist und dadurch über eine ganz andere Souveränität verfügt. Weil der eigene Glückspilot immer individuell ist, triumphiert er über alle allgemeinen Ratschläge und Rezepte zum Glück.

Ganz und anders leben – was bedeutet das für Sie?

LAUTERBACH: Ganz bedeutet, dass wir über den Weg der Integration von nicht gelebten Persönlichkeitsanteilen zu mehr Ganzheit und Fülle gelangen.

Anders heißt hier:

1. Ich folge mir selbst auf diesem Weg, anstatt ändern zu folgen.
2. Ich werde dadurch anders, als ich vorher war und wahrscheinlich auch anders, als von gängigen Konventionen gefordert.
3. Der Weg führt vom „man“ zum „Ich“ oder vom Normopaths zum Individualisten und schließlich sogar zum ewig unverstrickten „Selbst“.

Frau Lauterbach, Ihre hohe Professionalität mag keine gewöhnlichen Auftritte. Sie sind berühmt für Ihr darstellerisches Talent und Ihren blitzenden Humor, den Sie einfühlsam, geistreich und schlicht umwerfend auf der Bühne tanzen lassen. Was

Ute Lauterbach

Institut für psycho-energetische Integration Zum Johannistal 1 D-57610 Altenkirchen
Fon + 49 (0) 2681-24 02 / Fax 24 05 E-mail: info@Ute-Lauterbach.de www.Ute-Lauterbach.de

macht Ihre Lesungen der speziellen Art zum ebenso unterhaltsamen wie nachhaltig beeindruckenden Erlebnis?

LAUTERBACH: Ich möchte die Bewusstseinskala und den Glückspiloten direkt sichtbar machen. Action on stage. Erlebnisnah und philosophisch abstrakt zugleich. Drive it home to everybody. Live Demonstration anhand von Beispielen aus der Zuhörerschaft, um aufzuzeigen, wie einfach es ist, sein eigener Glückspilot zu werden.

Sagen Sie uns noch etwas über den Sinn des Unsinnns und über das von Ihnen empfohlene Quatschmachen?

LAUTERBACH: Quatsch und Unsinn machen ist der Düsenantrieb unseres Glückspiloten, denn wirklich lachen UND verstrickt sein – das kann nie gleichzeitig bestehen. Mit jedem Unsinnstreffer schnellt der Dimmer unseres Glückspiloten nach oben. Und das ist der Sinn des Unsinnns.

Noch weiter gedacht führt der Unsinn auch deshalb zum Sinn, weil durch die wachsende Nähe zum Fullinger Lebenssinn immer weniger gebastelt und immer mehr entfaltet wird.

Verve und Esprit sind keine Fremdwörter für Sie. Sind Sie eine Glückspilotin?

LAUTERBACH: Für mich ist alles, was ich theoretisch entwickelt habe, Widerhall praktischer Erfahrung und erlebten Lebens. Dass ich zum Beispiel sekundlich merke, wenn es anstrengend wird. In guter Wahrnehmung meiner Befindlichkeitsposition auf der Bewusstseinskala bin. Die weiteren Schritte – Integration, Handlungskonsequenz, Tun – pflege und übe ich. Mit unterschiedlichem Erfolg.

Übrigens, meine nächste Publikation heißt *„Lässig scheitern – Das Erfolgsprogramm für Lebenskünstler“* und erscheint 2007 im Kösel Verlag.

Was macht die Philosophin Ute Lauterbach?

LAUTERBACH: Ich schreibe Bücher, trete an Kongressen auf, lasse mich von Rundfunk und TV einladen und halte weltweit Vorträge. Seminare und Workshops, Einzel- und Gruppensitzungen, Beratungen und Coaching gehören zu meiner Arbeit. Zuhause im Westerwald denke ich vor und nach über das Sein und „Was soll der Quatsch?“. Immer auf dem Weg zum freien Kopf und zum weiten Herzen. Und am liebsten unter dem Motto: „Leben und lieben – kein Unterschied.“ (Zitat aus Ute Lauterbachs *„LiebesErklärungen Sterne und Stürme der Liebe.“* dtv, 2005.)

Altenkirchen, 24. April 2006

Ute Lauterbach

Institut für psycho-energetische Integration Zum Johannistal 1 D-57610 Altenkirchen
Fon + 49 (0) 2681-24 02 / Fax 24 05 E-mail: info@Ute-Lauterbach.de www.Ute-Lauterbach.de



Ute Lauterbach ist Autorin und Philosophin. 1988 stieg die Studienrätin für Philosophie und Englisch in den philosophisch-therapeutischen Bereich um. Sie gründete das „Institut für psycho-energetische Integration“ im Westerwald. Ihre Bücher, Vorträge und Seminare zur Schicksalsforschung und Glückssteigerung verführen zum Sinn im Unsinn. Blitzgescheit, lustig und konkret. www.ute-lauterbach.de

Ute Lauterbach

Institut für psycho-energetische Integration Zum Johannistal 1 D-57610 Altenkirchen
Fon + 49 (0) 2681-24 02 / Fax 24 05 E-mail: info@Ute-Lauterbach.de www.Ute-Lauterbach.de